

DER FELS

Papst Franziskus:
Christus lebt!
Heute ist das Fest unserer Hoffnung 99

Prof. Dr. Lothar Roos:
Stephanus heute: die verfolgten Christen 105

Prof. Dr. Konrad Löw:
„Ein Glas auf Karl Marx!“ – Wirklich? 117

Katholisches Wort in die Zeit

49. Jahr April 2018



INHALT

Papst Franziskus:

Christus lebt!
Heute ist das Fest unserer Hoffnung 99

Eduard Haller:

„... führe uns nicht in Versuchung“ 101

P. Dr. Dr. Andreas Hirsch FSSP:

Joseph Ratzinger – Professor –
Bischof – Präfekt der
Glaubenskongregation – Papst 102

Diakon Raymund Fobes:

Durch Maria zu Christus 104

Prof. Dr. Lothar Roos:

Stephanus heute:
die verfolgten Christen 105

Schwester Ingrid Mohr P.I.J.:

Clara Fey: eine christliche Antwort
auf die Nöte der Zeit 108

Prof. Dr. Hubert Gindert:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Toribio Alfonso de Mogrovejo 111

Jürgen Liminski

Der Schatten der DDR-light 112

Prof. Dr. Konrad Löw:

„Ein Glas auf Karl Marx!“ – Wirklich?.. 117

Dr. Eduard Werner:

Ein verfälschtes Geschichtsbild
in den Medien 120

Ursula Zöller:

Die Bestattungskultur stirbt in Urnen .. 122

Auf dem Prüfstand 124

Leserbriefe 126

Veranstaltungen 127

Impressum „Der Fels“ April 2018 Seite 127
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Auferstehung Jesu

aus dem Missale und Brevier Ferdinands des Katho-
lischen, Bibliotheca Apostolica Vaticana in: Das Le-
ben Jesu Christi; Erläuterung s. Seite 126

Foto- und Quellennachweise:
siehe Seite 127

Liebe Leser,

Hoffnung, die unser Leben trägt, ist uns von Gott in die Seele gelegt. Sie lässt selbst Extremsituationen überwinden. Diese Hoffnung kann aber auch zugeschüttet werden, wie das bei Menschen, die sich von Gott emanzipiert haben, der Fall sein kann. Sie leben, nach einem Wort von Johannes Paul II. „Als ob es Gott nicht gäbe“. Und dieses Neuheidentum breitet sich rasant aus.

Das Profil solcher Menschen könnte so beschrieben werden:

Häufig vereinsamt und wie durch eine Mauer, selbst von den Menschen isoliert, mit denen sie in enger Tuchfühlung leben. Sie wechseln zwar ständig Botschaften untereinander aus, die aber nicht unter die Haut gehen, weil es im Grunde Selbstgespräche sind. Worüber sollten sie auch sprechen? Sie sind mit ihrem Weltbild wie in einem dickwandigen Bunker eingeschlossen. Die Zeit läuft für sie ohne Höhepunkte ab. Events berühren sie nicht wirklich. Zeiten wie Advent, Weihnachten, Fastenzeit, Ostern sind für sie nur unterschiedliche Überschriften, die ihnen nichts mehr sagen. Wenn sie die Glücksangebote, die diese Welt zu bieten hat, ausprobiert haben – Sex, diverse Partnerschaften, berufliche Karriere, Machtstreben –, sind sie desillusioniert. Sie klammern sich an das Leben, das sie noch ganz auskosten wollen. Denn danach ist für sie alles aus. Soweit sie sich noch einen Restglauben an eine bessere Welt bewahrt haben, engagieren sie

sich für neue Ideologien, z.B. für „Geschlechtergerechtigkeit“ und „Genderideologie“ oder für den Umweltschutz.

Den Neuheiden unserer Tage, die wie ziellos auf dem Meer umher treiben, aber noch nach Hoffnung Ausschau halten, hat Benedikt XVI. mit seinem Schreiben „Über die christliche Hoffnung“ einen Rettungsanker zugeworfen. Keine neue Botschaft! Der Papst bringt nur in Erinnerung, was Christen über 2000 Jahre Hoffnung, Stütze und eine Perspektive selbst in die Ewigkeit gegeben hat: Hoffnung von Gott her!

Benedikt bezieht sich zunächst auf Paulus, der den Römern schrieb (Röm 8,24): „Auf Hoffnung sind wir gerettet“. Der Papst fährt fort: ... „Erlösung ist uns in der Weise gegeben, dass uns Hoffnung geschenkt wurde, eine verlässliche Hoffnung, von der her wir unsere Gegenwart bewältigen können: Gegenwart, auch mühsame Gegenwart, kann gelebt und angenommen werden, wenn sie auf ein Ziel zuführt und wenn wir dieses Ziels gewiss sein können. Wenn dies Ziel so groß ist, dass es die Anstrengung des Weges rechtfertigt.“ Diese Hoffnung ist, so Benedikt weiter, mit dem biblischen Glauben austauschbar (Ziff 2). „Die wahre, die große und durch alle Brüche hindurchtragende Hoffnung des Menschen kann nur Gott sein, der uns bis ans Ende bis zur Vollendung geliebt hat und liebt“ (Ziff 27). Das ist jener Gott, der für uns am Karfreitag gestorben und am Ostersonntag auferstanden ist.

Freuen wir uns auf das Osterfest, wenn in der Osternacht der Ruf „Christus ist erstanden“ in der noch dunklen Kirche aufklingt und das Licht der Osterkerze aufstrahlt! Ein frohes Osterfest!



*Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert*

Christus lebt! Heute ist das Fest unserer Hoffnung

» Petrus [...] lief zum Grab« (Lk/24,12). Welche Gedanken schwirrten während dieses Laufes durch den Kopf und das Herz des Petrus? Das Evangelium sagt uns, dass die Elf – darunter auch Petrus – dem Zeugnis der Frauen, ihrer österlichen Botschaft nicht geglaubt hatten. Ja, »die Apostel hielten das alles für Geschwätz« (V. 11). Im Herzen des Petrus gab es deshalb Zweifel, der von vielen negativen Gedanken begleitet wurde: die Traurigkeit über den Tod des geliebten Meisters und die Enttäuschung darüber, dass er ihn während seines Leidens dreimal verleugnet hatte.

Es gibt jedoch ein Detail, das seine Wende anzeigt: »Petrus aber«, nachdem er die Frauen gehört und ihnen nicht geglaubt hatte, »stand auf« (V. 12). Er blieb nicht sitzen, um zu überlegen, er blieb nicht im Haus eingeschlossen wie die ande-

ren. Er ließ sich nicht von der dumpfen Atmosphäre jener Tage gefangen nehmen, noch von seinen Zweifeln überwältigen; er ließ sich nicht von seinen Gewissensbissen, der Angst und dem ständigen Gerede, das zu nichts führt, in Beschlag nehmen. Er suchte Jesus, nicht sich selbst. Er bevorzugte den Weg der Begegnung und des Vertrauens und stand, wie er war, auf und lief zum Grab, von dem er dann »voll Verwunderung« (V. 12) zurückkehrte. Dies war der Beginn der „Auferstehung“ des Petrus, die Auferstehung seines Herzens. Er wich nicht der Traurigkeit und der Finsternis, sondern gab der Stimme der Hoffnung Raum: Er ließ zu, dass Gottes Licht in sein Herz eintrat, und unterdrückte es nicht.

Auch die Frauen, die frühmorgens hinausgegangen waren, um ein Werk der Barmherzigkeit zu verrichten und die Salben zum Grab zu bringen, hat-

ten die selbe Erfahrung gemacht. Sie »erschrecken und blickten zu Boden«, waren aber bestürzt, als sie die Worte der Engel hörten: »Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?« (V. 5)

Wie Petrus und die Frauen können auch wir das Leben nicht finden, wenn wir traurig, ohne Hoffnung und in uns selbst gefangen bleiben. Öffnen wir stattdessen dem Herrn unsere verschlossenen Gräber – jeder von uns kennt sie –, damit Jesus eintrete und Leben schenke; bringen wir zu ihm die Steine des Haders und das Geröll der Vergangenheit, die schweren Felsblöcke der Schwächen und des Versagens. Er möchte kommen und uns an der Hand nehmen, um uns aus der Angst herauszuziehen. Das aber ist der erste Stein, der in dieser Nacht weggerollt werden muss: der Mangel an Hoffnung, der uns in uns selbst einschließt. Der Herr befreie uns aus dieser schrecklichen Falle, davon, Chris-



Der Maler des Freskos in der Klosterkirche in Benediktbeuern zeigt den Auferstandenen in hellem Licht mit Siegesfahne. Die Wachen wenden sich voll Schrecken und Entsetzen ab.



Als der Sabbat vorüber war, kauften Maria aus Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome wohlriechende Öle, um damit zum Grab zu gehen und Jesus zu salben. Am ersten Tag der Woche kamen sie in aller Frühe zum Grab, als eben die Sonne aufging. Sie sagten zueinander: Wer könnte uns den Stein vom Eingang des Grabes wegwälzen? Doch als sie hinblickten, sahen sie, dass der Stein schon gewegwälzt war; er war sehr groß. Sie gingen in das Grab hinein und sahen auf der rechten Seite einen jungen Mann sitzen, der mit einem weißen Gewand bekleidet war; da erschrakten sie sehr. Er aber sagte zu ihnen: Erschreckt nicht! Ihr sucht Jesus von Nazaret, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden; er ist nicht hier ... Nun aber geht und sagt seinen Jüngern und dem Petrus: Er geht euch voraus nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen, wie er es euch gesagt hat (Mk, 16,1-7).

ten ohne Hoffnung zu sein, die leben, als ob der Herr nicht auferstanden wäre und der Mittelpunkt des Lebens unsere Probleme wären.

Wir sehen Probleme um uns und in uns und das wird auch weiter so sein. Es wird sie immer geben, aber in dieser Nacht müssen wir diese Probleme mit dem Licht des Auferstandenen erleuchten, sie in gewissem Sinn „evangelisieren“. Die Probleme evangelisieren. Die Dunkelheiten und Ängste dürfen nicht den Blick der Seele auf sich lenken und vom Herz Besitz ergreifen, sondern hören wir auf das Wort der Engel: Der Herr

»ist nicht hier, sondern er ist auferstanden!« (V. 6). Er ist unsere größte Freude, er ist immer an unserer Seite und wird uns nie enttäuschen.

Das ist die Grundlage der Hoffnung, die nicht bloßer Optimismus ist und auch keine psychologische Haltung oder eine gute Einladung, sich Mut zu machen. Die christliche Hoffnung ist ein Geschenk, das Gott uns macht, wenn wir aus uns selbst herausgehen und uns ihm öffnen. Diese Hoffnung lässt nicht zugrunde gehen, denn der Heilige Geist ist ausgegossen in unsere Herzen (vgl. Röm 5,5). Der Tröster lässt nicht

alles schön erscheinen, er beseitigt nicht das Böse mit dem Zauberstab, sondern flößt die wahre Kraft des Lebens ein. Diese besteht nicht in der Abwesenheit der Probleme, sondern in der Gewissheit, von Christus immer geliebt zu werden und Vergebung zu empfangen, von ihm, der für uns die Sünde besiegt hat, den Tod besiegt hat und die Angst besiegt hat. Heute ist das Fest unserer Hoffnung, die Feier dieser Gewissheit: Nichts und niemand kann uns je von seiner Liebe scheiden (vgl. Röm 8,39).

Der Herr lebt und will unter den Lebenden gesucht werden. Nach der



Da sah sie zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, den einen dort, wo der Kopf, den anderen dort, wo die Füße des Leichnams Jesu gelegen hatten. Diese sagten zu ihr: Frau, warum weinst du? Sie antwortete ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben. Als sie das gesagt hatte, wandte sie sich um und sah Jesus dastehen, wusste aber nicht, dass es Jesus war. Jesus sagte zu ihr: Frau, warum weinst du? Wen suchst du? Sie meinte, es sei der Gärtner, und sagte zu ihm: Herr, wenn du ihn weggebracht hast, sag mir, wohin du ihn gelegt hast! Dann will ich ihn holen. Jesus sagte zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und sagte auf Hebräisch zu ihm: Rabbuni!, das heißt: Meister (Joh 20,12-16).

Begegnung mit ihm wird jeder von ihm ausgesandt, die Osterbotschaft zu überbringen, in die von der Traurigkeit bedrückten Herzen, zu denen, die Mühe haben, das Licht des Lebens zu finden, die Hoffnung zu wecken und wieder auferstehen zu lassen. Das ist heute so sehr notwendig. Wir sind berufen, selbstvergessen als frohe Diener der Hoffnung mit unserem Leben und durch die Liebe den Auferstandenen zu verkünden; andernfalls wären wir eine internationale Einrichtung mit einer großen Zahl von Anhängern und guten Regeln, aber unfähig, die Hoffnung zu geben, nach der die Welt dürstet.

Wie können wir unsere Hoffnung nähren? Die Liturgie der heutigen Nacht gibt uns einen guten Rat. Sie lehrt uns, der Taten Gottes zu gedenken. Die Lesungen haben uns nämlich von seiner Treue, von der Geschichte seiner Liebe zu uns erzählt. Das lebendige Wort Gottes ist imstande, uns an dieser Liebesgeschichte teilnehmen zu lassen, indem es die Hoffnung nährt und die Freude wieder aufleben lässt. Daran erinnert uns auch das Evangelium, das wir gehört haben. Um den Frauen Hoffnung zu machen, sagen die Engel: »Erinnert euch an das, was [Jesus] euch gesagt hat« (V. 6). Der Worte Jesu gedenken, all dessen gedenken, was er in unserem Leben getan hat. Vergessen wir sein Wort und seine Taten nicht, sonst verlieren wir die Hoffnung und werden zu Christen ohne Hoffnung. Gedenken wir hingegen des Herrn, seiner Güte und seiner Worte des Lebens, die uns berührt haben. Erinnern wir uns an sie und machen wir sie zu den unseren, um Wächter zur Morgenstunde zu sein, welche die Zeichen des Auferstandenen zu erkennen wissen.

Liebe Brüder und Schwestern, Christus ist auferstanden! Und wir haben die Möglichkeit, uns zu öffnen und sein Geschenk der Hoffnung zu empfangen. Öffnen wir uns der Hoffnung und machen wir uns auf den Weg. Das Gedächtnis seiner Taten und Worte sei ein strahlendes Licht, das uns mit Vertrauen erfüllt und unsere Schritte zu dem Ostern lenkt, das kein Ende hat.

*Predigt am Ostersonntag,
26. März 2016
copyright L.E.V.*

Eduard Haller:

„... führe uns nicht in Versuchung“

Gedanken zur 6. Vater-unser-bitte

Jeder noch in der Wolle gefärbte Humanist unter den predigenden Theologen hat die vier Abwandlungen und Bedeutungen des unregelmäßigen griechischen Verbums „erchomai“ (Matthäus 6,13) im Ohr. In der 1. Form (intransitiv) heißt es einfach „kommen“, „ich komme“, „ich bin am Kommen“. In der 3. Form (transitiv) heißt es hingegen „jemand oder etwas kommen lassen“, „hineingeraten lassen“, etwas über jemanden kommen lassen“. – Der Urtext sagt also etwas anderes als das Wort „führen“. Dieses kommt im Vaterunser aus der lateinischen Übersetzung des griechischen Neuen Testaments durch Hieronymus (Vulgata), deren lateinischer Wohlklang oft wirklich Musik in den Ohren ist, aber sachlich oft nicht genügend genau ist.

Gehen wir vom Urtext aus, so lautet die Bitte: „Lass uns nicht hineingeraten in ...“, ja sogar „lass nicht kommen über uns ...“.

Mit „Versuchung“ („peirasmos“) ist im Urtext genau alles gemeint, was wir unter „Prüfung“ verstehen. Von einer Prüfung des Glaubens ist in der ganzen Bibel in den Zeugnissen der Heilsgeschichte die Rede. Gott, der zum Glauben ruft, prüft diesen Glauben in seinem Volk. Er tut das auf seine Weise bei jedem von uns. Jeder Christ weiß, was das heißt. „Gott hat mit jedem von uns eine ganz persönliche, verborgene Geschichte der Gnade“ (Karl Hartenstein).

Der große Alttestamentler Franz Delitzsch hat die Vater-unser-bitte ins Hebräische rückübersetzt. Hier findet das liturgische Wort im Vaterunser genau wie im Griechischen diesen Bedeutungswandel (bo` = „kommen“, „hebi“ = hineinbringen, hineinkommen lassen“). Im jüdischen deutschsprachigen Gebetbuch findet sich gleichen Sinnes die Bitte: „Lass mich nicht kommen in die Gewalt der Sünde noch in die Gewalt der Schuld.“

Die christliche Kirche betet in der Erfahrung, dass wir wie seit je als Gemeinde der Glaubenden in einer

Welt leben, in der die Gegenkräfte eines Mächtigen am Werk sind. Jesus spricht vom „Fürsten dieser Welt“, vom „Herrscher der Welt“ (z.B. Johannes 14,30). – Alle Lehrer des Glaubens wiesen darauf hin, dass die Kirche um Bewahrung vor endzeitlichen Verführungen betet, denen kein Mensch von sich aus gewachsen sein wird (Markus 13,20). – „Die Leichtverführbarkeit des Menschen ist ein uraltes Thema und täglich zu beobachten“ (Werner Bergengruen).

So gehört diese Vaterunserbitte ganz eng zur letzten: „Erlöse uns vom Bösen.“ „Und führe uns nicht in Versuchung!“

Lass uns nicht hineingeraten in Zustände und Verhältnisse, aus denen wir nicht mehr herausfinden, wo der Glaube stirbt, die Hoffnung erlischt, die Liebe erkaltet.

Beten wir getrost weiter, wie wir es gelernt und überliefert bekommen haben. Es muss nur in der Predigt immer, wie so vieles, erklärt und vertieft werden. So sollen wir zum Beten ermuntert werden. □



Foto der Majolikaplatte mit dem deutschen Text des Vaterunsers in der Paternosterkirche in Jerusalem

Joseph Ratzinger –

Professor – Bischof – Präfekt der Glaubenskongregation – Papst

Dieser kurze Artikel wirft einige Schlaglichter auf das reiche Leben von Joseph Ratzinger, den späteren Heiligen Vater. Wir beschränken uns dabei auf die Zeit seit seiner Ernennung zum Erzbischof von München. Behalten wir ihn in guter Erinnerung und beten wir fest für ihn sowie seinen Nachfolger Papst Franziskus. 1977 wurde Joseph Ratzinger von Papst Paul VI. nach dem überraschenden Tod von Kardinal Julius Döpfner zum Erzbischof von München ernannt, was ihm vom Nuntius bei einem Besuch in Regensburg vertraulich mitgeteilt wurde. Er durfte sich nur mit seinem Beichtvater darüber austauschen. Wegen seiner schwachen Gesundheit war er der Meinung, dass dieser ihm von diesem schweren Amt abraten würde. Joseph Ratzinger war glücklich und ausgelastet mit seiner Aufgabe als Theologieprofessor in dem von ihm so sehr geschätzten Regensburg, wo sein Bruder Georg als Domkapellmeister wirkte und seine Schwester ihm den Haushalt führte. Joseph Ratzinger sehnte sich nicht nach Verwaltungs- und Führungsaufgaben oder Konferenzen, die das Bischofsamt unweigerlich mit sich bringt. Doch sein Beichtvater und Professorenkollege Johann Auer war überraschenderweise der Überzeugung, dass er das Bischofsamt annehmen müsse, wenn der Herr durch Seinen Stellvertreter auf Erden ihn dazu berufen hat. Und so fügte sich Joseph Ratzinger trotz seiner nicht so stabilen Konstitution sowie seiner fehlenden Erfahrung in der Seelsorge und der Verwaltung. Er vertraute auf Gott den Heiligen Geist, der durch uns schwache Menschen in den Sakramenten und der Verkündigung wirkt, wenn wir uns Ihm nur ganz anvertrauen. Der Empfang in München war begeistert, was Joseph Ratzinger zu Recht nicht in erster Linie auf seine Person, sondern auf das Amt des Bischofs, der

in der Nachfolge der Apostel steht, bezogen hat. Gestärkt durch die göttliche Gnade, die ihm im Sakrament der heiligen Bischofsweihe zuteil geworden ist, trat er sein schweres Amt an. Sein Schwerpunkt war die Hinführung der Menschen zu unserem Herrn und Gott Jesus Christus, der für uns Sünder Mensch wurde, gelitten hat, am Kreuz gestorben ist und am dritten Tag in Herrlichkeit auferstanden ist. Um in diese Heilswirklichkeit, die wir in der Taufe geschenkt bekommen haben, eingehen zu können, bedarf es der konkreten Gottes- und Nächstenliebe, was Joseph Ratzinger, den Paul VI. schon 1977 zum Kardinal ernannte, immer wieder betonte. Tod, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi werden sakramental in jeder heiligen Messe gegenwärtig. Jesus ist am Sonntag auferstanden, dem ersten Tag der Woche. Deshalb hob der Kardinal immer wieder die Wichtigkeit der Sonntagsmesse hervor, die nicht durch andere Gottesdienste ersetzt werden kann und unsere Gottesliebe neben dem täglichen Gebet ausdrückt. Diese Liebe muss sich im Alltag in der Nächstenliebe bewähren. Um schon die Kinder zu einem würdigen Empfang Jesu Christi in der heiligen Kommunion hinzuführen, legte Joseph Ratzinger größten Wert auf die zuvor empfangene heilige Beichte. Dort vergibt uns Jesus die Sünden, die auch schon Schulkinder haben, und stärkt uns durch weitere Gnaden wie etwa die Beharrlichkeit. Dies alles muss nach Joseph Ratzinger durch einen umfassenden Religionsunterricht sowie vor allem durch eine vorbildliche Erziehung in der Familie grundgelegt und begleitet werden. Die Vorbildfunktion von Eltern, Großeltern, Priestern und Lehrern ist neben der Gnade Gottes von herausragender Bedeutung. 1981 berief Papst Johannes Paul II. Kardinal Ratzinger an die Spitze der wichtigsten Kongregation

in Rom – der Glaubenskongregation. Schon Ende der siebziger Jahre wollte der Papst ihn in Rom haben. Kardinal Ratzinger verwies jedoch darauf, dass er erst vor zwei Jahren in München sein Amt als Erzbischof angetreten habe. 1981 akzeptierte Johannes Paul



II. dieses Argument nicht mehr. München sei wichtig, aber Rom mit seinen weltkirchlichen Aufgaben sei noch wichtiger und so ging Joseph Ratzinger 1982 als Präfekt der Glaubenskongregation nach Rom, um wiederum eine Aufgabe anzutreten, die er sich nicht gewünscht hatte. Dieses wichtige Amt hatte er 23 Jahre bis zu seiner Papstwahl inne. Joseph Ratzinger war es ein Anliegen, den Glauben der einfachen Leute zu verteidigen, diese dadurch zu ermutigen und die Menschen zu Jesus Christus zu führen. In verschiedenen, von ihm wesentlich mit geprägten Schreiben wurde die Gottheit Jesu Christi verteidigt, der uns durch sein Leiden, sein Kreuz und seine Auferstehung – und nicht

mit Gewalt – erlöst hat. Jesus Christus hat eine Kirche gegründet – die katholische Kirche – und den Männern, die dazu berufen sind, das Priestertum vorbehalten. Dabei vergaß Joseph Ratzinger aber nicht die Einzigartigkeit der Stellung der Jungfrau und Gottesmutter Maria, die als Königin der Apostel am Throne Gottes für uns Sünder eintritt. Weiterhin war ihm sehr wohl die Wichtigkeit der stillen Beter und Helfer in der Kirche bewusst, deren Glauben er hoch schätzte und schützen wollte, was schon erwähnt wurde. Joseph Ratzinger setzte sich für den umfassenden Schutz des von Gott gewollten Lebens von der Empfängnis bis zum Tod ein. Er legte sehr großen Wert auf eine würdige Feier der Gottesdienste¹, wo wir den

„Deus Caritas est“ (Gott ist die Liebe) aus dem ersten Johannesbrief. Papst Benedikt XVI. betonte, dass wir mit unserer Ganzhingabe an Christus nichts verlieren; denn Jesus Christus, unser Herr und Gott, schenkt uns alles – sich selbst, die unendliche Liebe. Deshalb sollen wir keine Angst vor Christus haben und dürfen uns Ihm ohne Vorbehalte vertrauensvoll schenken wie Kinder, die Ihren Eltern Geschenke machen von dem, was sie von ihnen empfangen haben, worüber sich die Eltern wiederum sehr freuen. Wenn wir durch die Gottes- und die Nächstenliebe unseren Egoismus bekämpfen, so erlangen wir die wahre Freiheit der Kinder Gottes. Benedikt XVI. förderte schon als Kardinal die Feier der heiligen Messe wie sie bis

keit. Umgekehrt gilt natürlich auch, dass wir weder die Wahrheit noch die Gerechtigkeit aufgeben dürfen. Alle sind Eigenschaften des vollkommenen Gottes, der unter dem Schirm der Liebe unser Heil unter der Respektierung unserer menschlichen Freiheit wirken will: Gott will keine Marionetten, sondern freie Menschen, die Ihm als Seine geliebten Kinder, für die Er sich in Jesus Christus am Kreuz geopfert hat, freiwillig und gehorsam folgen, um ihr Ewiges Glück bei Ihm zu erlangen. 2013 trat Papst Benedikt XVI. für viele überraschend zurück, weil ein so wichtiges und schwieriges Amt nach einem gesunden Inhaber verlange und er sich dazu nicht mehr in der Lage sah. Er zog sich im Vatikan zurück und hilft der Kirche in sei-



allmächtigen, gütigen, barmherzigen und vollkommenen Gott besonders im Opfer der heiligen Messe anbeten. Gott braucht uns nicht, aber wir brauchen Ihn und Er schenkt sich uns ohne Vorbehalt. Nach dem Tod Johannes Pauls II., der die Rücktrittsgesuche von Joseph Ratzinger ignorierte, wurde er 2005 von den Kardinälen im Konklave sehr schnell zum Papst gewählt. Joseph Ratzinger wollte sich eigentlich in die Stille zurückziehen, um auch noch etwas wissenschaftlich zu arbeiten, wozu ihm seit 1977 wenig Zeit blieb. Auch als Papst führte er die Menschen zu Christus, vor allem durch seine Predigten und Rundschreiben. Bezeichnenderweise trug seine Antrittsenzyklika die Worte

zur Reform unter Paul VI. üblich war. Er betonte, dass der lateinische Ritus, der auch noch auf dem II. Vatikanischen Konzil zelebriert wurde, nicht erst nach dem Konzil von Trient entstanden ist, sondern im Wesentlichen seine Wurzel in der Antike unter anderem bei den heiligen Päpsten Leo dem Großen und Gregor dem Großen hat. Benedikt XVI. betont, dass die Kirche dieses Erbe bewahren muss; denn was unseren Vorfahren heilig gewesen ist, kann jetzt nicht auf einmal schlecht sein. Alles geschah von seiner Seite aus in Liebe und ohne Polemik. Nehmen wir uns bei unseren Handlungen daran ein Beispiel: Wahrheit ohne Liebe tötet und Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit wird zur Grausam-

nem letzten Lebensabschnitt durch sein Gebet – sein Gespräch mit dem allmächtigen und barmherzigen Gott, auf den Papst Franziskus immer hinweist. Dies ist die zentrale Aufgabe eines Bischofs und dies war auch der Grund, warum die Apostel sieben Diakone für den Dienst an den Armen (Nächstenliebe) geweiht haben, um mehr Zeit zum Gebet zu haben. Damit ist nicht gesagt, dass die Apostel die Nächstenliebe nicht mehr gelebt haben, die jeder von uns an seinem Platz immer wieder neu leben und einüben soll: Deshalb wiederhole ich es jedes Mal mit liebendem Herzen: Sind wir gut zueinander! Wir haben in Papst Benedikt XVI. darin ein Vorbild. □

Durch Maria zu Christus

P. Jakob Rem und die Erneuerung des Glaubens

War es durch die Reformation zu einer tiefen Glaubensspaltung vor allem im westlichen Europa gekommen, so setzte der Katholizismus in dieser Zeit dieser Entwicklung eine innere Reform des Glaubens entgegen. Diese katholische Reform, die maßgeblich durch das Trienter Konzil (1545-1562) in die Wege geleitet wurde, hatte das Ziel, den Menschen zu helfen, den Katholizismus wieder neu zu entdecken. Für diese tridentinische Erneuerung steht vor allem in Deutschland der Orden der Jesuiten.

Beispielhaft für das jesuitische Wirken in dieser Zeit ist P. Jakob Rem, der vor allem durch sein Wirken im Dienst der Jugend sowie durch seine Marienverehrung bekannt wurde.

Jakob Rem wurde im Jahr 1546 in Bregenz geboren. Ab 1564 studierte er im Jesuitenkolleg Dillingen/Donau, zwei Jahre später trat er bei den Jesuiten ein und wurde nun zu weiteren Studien nach Rom beordert.

Dort lernte Jakob Rem die „Marianische Kongregation“ kennen und schätzen. Es beeindruckte ihn, dass in dieser Gemeinschaft die Mitglieder nach dem Vorbild der Gottesmutter zu einem tieferen Gebetsleben, gewissenhafter Erfüllung der Alltagspflicht und auch zum liebevollen und geduldigen Umgang mit dem Nächsten geführt wurden. Ein Jahr nach seiner Priesterweihe gründete er 1574 in Deutschland die erste „Marianische Kongregation“ in Dillingen, wo er als Subregens im Jesuitenkolleg wirkte. Bald waren diese „Marianischen Kongregationen“ untrennbar mit den Jesuitenkollegien in Deutschland verbunden. Gleichwohl nahmen sie allerdings nicht nur Studierende auf, sondern waren offen für alle Stände.

Nach seiner Zeit in Dillingen wirkte Rem in München und schließlich in Ingolstadt, wo damals die bayerische Landesuniversität angesiedelt

war – insofern eine der wichtigsten Bildungsstätten Deutschlands. Rem war hier zunächst auch noch der Leiter des Ordenskonviktes, doch nachdem die Zahl der Jesuitenzöglinge stark angestiegen war, gab er die Leitung des Konviktes ab und widmete sich fortan nur noch den Schülern.

Es war keine leichte Aufgabe. Die Zöglinge kamen aus unterschiedlichen Nationen und auch aus den verschiedenen Volksschichten. Rem musste die so verschiedenen Charaktere und Mentalitäten zusammenbringen.

Aber es gelang ihm mit viel Gebet und Geduld. Gleichwohl musste er auch zuweilen streng sein und unbelehrbare Quertreiber aus dem Konvikt entlassen.

Andererseits gründete er gemeinsam mit den Studenten im Jahr 1595 einen engeren Kreis der Marianischen Kongregation, das „Colloquium marianum“. Geistliches Zentrum dieses Kreises war die Marienikone „Salus Populi Romani“, deren Original sich in der Kirche „Santa Maria Maggiore“ in Rom befindet. Das Bild wurde zum zentralen Ort seiner Marienverehrung, und die Zöglinge, von seinem Beispiel beeindruckt, versammelten sich im Lauf der Zeit auch um das Bild zum Gebet.

Am 5. April 1604 machte P. Rem eine tiefe Erfahrung: Er spürte bei der Betrachtung der Lauretanischen Litanei, dass der Gottesmutter der Titel „Admirabilis – die Wunderbare“ besonders gefällt. Tags darauf

schwebte P. Rem beim gemeinsamen Gebet der Lauretanischen Litanei einen Moment über dem Boden, als die Gottesmutter als „mater admirabilis“ angerufen wurde. So ließ er den Ruf zweimal wiederholen. Fortan trug das Ingolstädter Marienbild den Titel „Mater ter admirabilis – dreimal Wunderbare Gottesmutter“.

P. Rem starb am 12. Oktober 1618 nach einem genauso arbeitsreichen wie von persönlicher Bescheidenheit getragenen Leben. Sein Geist lebt bis heute weiter – zum einen in den

Marianischen Kongregationen, etwa auch in der Bürgerkongregation „Maria vom Sieg“ in Ingolstadt, die noch zu Lebzeiten Rems gegründet wurde und deren Gründern er wahrscheinlich auch beratend zur Seite stand. Hier treffen sich auch heute noch Christen aus Ingolstadt

und Umgebung regelmäßig zum Gebet und zum gemeinsamen Austausch. Zudem steht man in herzlichem Kontakt zueinander, teilt Freude, aber auch Sorgen miteinander.

Zum anderen ist der Geist P. Rems auch in der von P. Josef Kentenich gegründeten Schönstattbewegung lebendig, in deren Zentrum ebenfalls die „Mater ter admirabilis“ steht. Auch hier steht ganz im Sinn von P. Rem, das Erlernen von Tugenden auf der Grundlage der marianischen Frömmigkeit im Vordergrund. Und auch hier trägt familiärer Geist die Gemeinschaft. □



Stephanus heute: die verfolgten Christen

„Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen!“– So kann man als frommer Israelit nie über einen Menschen sprechen, denn im jüdischen Verständnis heißt „zur Rechten Gottes stehen“ Gott gleich zu sein. Genau das bekennt Stephanus vor jenem Gremium, das auch Jesus aus dem gleichen Grund wegen „Gotteslästerung“ zum Tode verurteilt hatte. Deshalb muss auch Stephanus sterben, wie wir eben in der Lesung gehört haben. Im Evangelium sagt uns Jesus, dass diejenigen, die dies glauben und verkünden, immer und überall mit Verfolgungen rechnen müssen. Wenn wir einen Blick in unsere Zeit tun, dann kann man feststellen, wie sehr sich dieses Wort

des Herrn erfüllt: Es sind noch nie so viele Menschen um des christlichen Glaubens willen verfolgt worden wie heute. Die ökumenische Vereinigung „Open Doors“, „offene Türen“, ist seit über 25 Jahren dabei, in der ganzen Welt die Christenverfolgungen zu registrieren, ihren Ursachen nachzugehen und zu helfen, so weit dies möglich ist. Jedes Jahr veröffentlicht „Open Doors“ einen Bericht über 50 Länder in der Reihenfolge der stärksten Verfolgung. Der Bericht hat einen Umfang von 316 Seiten. Einige davon habe ich mitgebracht, um Ihnen heute, am Gedenktag des Heiligen Stephanus, des ersten Märtyrers für Christus, einige Fakten darüber mitteilen zu können.

Fünf Lebensbereiche der Verfolgung

„Open Doors“ untersucht nach fünf Lebensbereichen, wer wegen seines christlichen Glaubens bedroht und verfolgt wird. Die fünf Fragen dazu lauten:

1. Können Christen zuhause ungestört beten und die Bibel lesen?
2. Versucht der Staat die Christen daran zu hindern, in der Familie den Glauben weiterzugeben?
3. Können Christen ungehindert am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, oder sind sie „Bürger zweiter Klasse?“
4. Haben die Christen die Freiheit, ihren Glauben nicht nur privat, son-



Stephanus rief: „Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen.“ Das war sein Todesurteil. Dann steinigten sie Stephanus; er aber betete: „Herr Jesus nimm meinen Geist auf, rechne Ihnen diese Sünde nicht an“. (Apg 7,56.59)

dem auch öffentlich, als kirchliche Gemeinschaft zu leben?

5. Wird die Verfolgung mit gewalttätigen Methoden bis hin zur Bedrohung des Lebens betrieben?

Das Ergebnis dieser Untersuchungen besagt, ganz grob gesprochen, es sind rund 20 Millionen Christen, die auf der Welt verfolgt werden. Bei insgesamt ca. 1,2 Milliarden Christen werden rund 16 % der Christen aller Konfessionen auf der Welt verfolgt, vor allem Katholiken. Insofern ist das Christentum die weltweit größte, verfolgte Religionsgemeinschaft. Die nach der Stärke der Verfolgung zusammengestellte Liste der 50 Länder beginnt mit Nordkorea. Dann folgen Somalia, Afghanistan, Pakistan, Sudan, Syrien, Irak, Iran, Jemen, Eritrea, das sind die zehn Länder mit der stärksten Christenverfolgung.

Die Ursachen der Verfolgung

Was sind die Gründe für die Verfolgung? In insgesamt 35 dieser 50 Länder ist die islamische Unterdrückung die Ursache der Verfolgung. Besonders relevant sind für uns die Länder des Nahen Ostens, vor allem Syrien, Irak und Iran. Denn dort haben von Anfang an bedeutende christliche Minderheiten gelebt, die nun zum Teil vertrieben sind und hoffen, wieder zurückkehren zu können. Sie können sich erinnern, dass vor einigen Wochen Mossul, eine große Stadt im Nordirak, aus der Hand des „Islamischen Staates“ zurückerobert wurde und dass die Christen jetzt dorthin zurückkehren und versuchen, ihre Häuser und Kirchen wieder aufzubauen. Aber es ist nicht nur der aggressive Islamismus, der

zur Christenverfolgung führt. Eine zweite Ursache ist ein neuer religiös begründeter Nationalismus in Asien, vor allem in Indien. Dort führt der hinduistische Nationalismus immer wieder zu Übergriffen gegen Christen. Die Missionierung Indiens geht schon zurück auf den Apostel Thomas, deswegen spricht man auch von „Thomas-Christen“. Es sind rund 64 Millionen, davon sind 39 Millionen bedroht und gefährdet. Aber auch in einigen buddhistischen Ländern wie in Sri Lanka gibt es einen neuen buddhistischen Nationalismus, der alle anderen Religionen verdrängen möchte. Wir kennen alle das Beispiel Myanmar aus jüngsten Berichten über den Besuch des Papstes dort.

Schließlich gibt es noch eine dritte Gruppe, die Bedrohung durch die kommunistische Ideologie. Das



- | | | | | |
|----------------|-------------------|-------------------|----------------------------------|--|
| 1. Nordkorea | 10. Iran | 19. Turkmenistan | 28. Kasachstan | 36. Palästinensergebiete |
| 2. Afghanistan | 11. Indien | 20. Laos | 29. Äthiopien | 37. Mali |
| 3. Somalia | 12. Saudi-Arabien | 21. Jordanien | 30. Tunesien | 38. Indonesien |
| 4. Sudan | 13. Malediven | 22. Tadschikistan | 31. Türkei | 39. Mexiko |
| 5. Pakistan | 14. Nigeria | 23. Malaysia | 32. Kenia | 40. Vereinigte Arabische Emirate (VAE) |
| 6. Eritrea | 15. Syrien | 24. Myanmar | 33. Bhutan | |
| 7. Libyen | 16. Usbekistan | 25. Nepal | 34. Kuwait | |
| 8. Irak | 17. Ägypten | 26. Brunei | 35. Zentralafrikanische Republik | |
| 9. Jemen | 18. Vietnam | 27. Katar | | |

Land, wo dies zur Zeit am meisten geschieht, ist Nordkorea. Dort herrscht eine in keinem Lexikon aufgeführte Regierungsform, eine kommunistische Familien-Erbmonarchie. Sodann gibt es auch noch einige weitere Länder mit kommunistischer Unterdrückung, wie etwa Kuba, wo die Christen längst nicht alle bürgerlichen Rechte haben. Vor allem aber ist noch das große Chinesische Reich zu erwähnen. Dort gibt es sozusagen zwei katholische Kirchen: Eine, die von der Regierung anerkannt ist, und eine andere Kirche, die weitgehend im Untergrund wirkt und deren Bischöfe von der Regierung allenfalls geduldet sind. Es gibt nicht wenige Bischöfe, Priester und Laien, die schon im Gefängnis waren oder es noch sind.

Aktuelle Entwicklungen

So viel zu den wichtigsten Zahlen, die uns deutlich zu machen, wie es heute in der Welt aussieht. Ein besonders kritischer Punkt ist die Tatsache, dass sich südlich der Sahara die Islamisierung weiter verbreitet, dass dort militante Islamisten immer mehr an Boden gewinnen, z.B. im Sudan oder in Mali. Dorthin sind ja auch deutsche Soldaten in einer internationalen Friedensmission von der UNO entsandt worden, und gerade jetzt wurde ihr Mandat wieder verlängert. Dort gibt es den Versuch einer islamistischen Gruppe zusammen mit dem Tuareg-Stamm das ganze Land unter ihre Herrschaft zu bringen. Das ist durch diese internationale Intervention bisher verhindert worden, aber die Lage selber ist nach wie vor instabil. Es gibt auch, und damit möchte ich diesen Überblick abschließen, ein hoffnungsvolles Phänomen, dass nämlich die Zahl derer, die vom Islam zum Christentum übertreten, wächst. So ist z.B. heute im Iran die Zahl derer, die inzwischen neu zum Christentum konvertiert sind, größer als die Zahl der ursprünglichen Christen dort. Dies geschieht natürlich immer nur in „Hauskirchen“ ohne öffentliche Anerkennung.

Christenverfolgung in Deutschland?

Zum Schluss noch eine vielleicht überraschende Frage: Gibt es auch bei uns in Deutschland Christenver-

folgung? Natürlich nicht im Sinne der genannten 50 Länder; unter ihnen kommt Deutschland nicht vor. Aber auch bei uns wird es in Zukunft wohl schwieriger werden, den katholischen Glauben so zu leben, wie wir ihn leben möchten. Dazu zwei Bemerkungen: Es gibt heute in manchen Bundesländern eine staatlich verordnete, angeblich wertneutrale Sexualerziehung, zu der alle Kinder verpflichtet werden. Der Begriff „Ehe für alle“ ist ein Zeichen dafür. Alle Formen der Sexualität werden als gleichwertig angesehen und somit als gleichgültig. Es gibt zunehmend Klagen von Eltern, die eigentlich ihren Kindern das nicht zumuten möchten, aber das Schulgesetz zwingt sie dazu. – Ein zweiter Fall: Der Schutz des ungeborenen Lebens. Es wird zunehmend schwieriger für Ärzte oder Pflegepersonal, die Mitwirkung an Abtreibungen zu verweigern. Es gibt auch jedes Jahr eine Demonstration in Berlin, deren Teilnehmer sich besonders für den Schutz des ungeborenen Lebens einsetzen. Diese Kundgebung wird stets von aggressiven Gegendemonstranten behelligt. Einer ihrer Sprechchöre lautet: „Hätt‘ Maria abgetrieben, wärt ihr uns erspart geblieben.“ Es wird also auch in unserer Gesellschaft eher schwieriger werden, den christlichen Glauben öffentlich zu bekennen und ihm gemäß zu leben. Zunehmend gibt es auch Forderungen, das Kreuz aus der Öffentlichkeit verschwinden zu lassen.

Hoffen und beten wir, vor allem für die ca. 20 Millionen verfolgten Christen in der Welt, dass die Freiheit der Religionsausübung zusammen mit dem Schutz des Lebens von seinem Anfang bis zu seinem natürlichen Ende, die wichtigsten Menschenrechte, nicht ausgehöhlt, sondern respektiert werden. Beten wir gerade heute am Fest des Heiligen Stephanus, des ersten Märtyrers der Kirche, für alle verfolgten Christen, dass sie die Kraft finden, ihrem Glauben treu zu bleiben. □

Predigt am 26. Dezember 2017



OPEN DOORS

VERANSTALTUNGEN:

- Open Doors Tag
12. Mai 2018
Veranstaltungszentrum redblue,
Heilbronn
- Open Doors Jugendtag
10. Mai 2018
Veranstaltungszentrum redblue,
Heilbronn

AKTIONEN

FÜR GEMEINDEN:

- Shockwave (Jugend-Gebetsbewegung)
2. – 4. März 2018
- Weltweiter Gebetstag für
verfolgte Christen
11. November 2018

KONTAKT

Postfach 11 42, 65761 Kelkheim
Telefon: +49 6195 6767-0
www.opendoors.de

Clara Fey: eine christliche Antwort auf die Nöte der Zeit

Bald ist er da, der 5. Mai 2018, an dem Clara Fey, die Gründerin der Schwestern vom armen Kinde Jesus, im Hohen Dom zu Aachen seliggesprochen wird.

Im Vorwort zu einem Büchlein mit Gedanken von ihr über das Leben mit und in Gott heißt es: „Was sie zu sagen hat, ist heute aktuell, modern und von besonderer Bedeutung für uns.“ Schauen wir also ein wenig auf ihr Leben und Wirken.

... aus gläubiger Familie

Geboren wurde Clara Fey am 11. April 1815 in Aachen. Sie war das

vierte der fünf Kinder einer wohlhabenden, sozial eingestellten Familie, die gläubig und tief verwurzelt war in der Liebe zur Kirche. Ihre Brüder Joseph und Andreas wurden Priester, Constantia starb früh, Netta, die Jüngste, heiratete.

Das soziale Elend der Frühindustrialisierung

Es war die Zeit der Industrialisierung, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts gravierende soziale Probleme mit sich brachte. Die Maschinen verdrängten zunehmend die bis dahin weitverbreitete Heimarbeit. So such-

ten viele Menschen in den entstehenden Fabriken Arbeit. Bei äußerst schlechten gesundheitlichen Bedingungen und endlosen Arbeitszeiten mussten die Betroffenen für einen kärglichen Lohn arbeiten, der selten für den Broterwerb ihrer Familie ausreichte. Daher waren zahlreiche Kinder sich selbst überlassen, gingen in keine Schule und trieben sich bettelnd auf den Straßen herum. Andere mussten schon im Alter von sieben, manche sogar schon ab vier Jahren 12 bis 14 Stunden am Tag in Textil- und Nadelfabriken Aachens arbeiten. Weder der Staat noch die Stadt schienen ein Auge für diese Kleinen zu haben.

Bildung als Chance

Aber es gab auch Menschen, die mutig gegen das Elend angingen. Zu ihnen gehörten die Geschwister Fey. Sie trafen sich regelmäßig im Elternhaus mit befreundeten Priestern und engagierten Laien zu „Sonntagsgesprächen“, um zu überlegen, wie man helfen könne. So begann Clara mit einigen gleichgesinnten Freundinnen, sich benachteiligter Kinder anzunehmen und ihnen Pflege, Erziehung und Unterricht zu geben. Sie setzten ihre ganze Kraft und ihr Vermögen ein, um die unhaltbare Situation zumindest ein wenig zu entschärfen. 1837 entstand unter Führung der damals erst 21-jährigen Clara eine kleine Schule. Ihre Brüder Joseph und Andreas sowie einige andere Priester halfen nach Kräften mit, denn die Verwahrlosung vieler Kinder ließ auch ihnen keine Ruhe.

Schwieriger Anfang

Als die jungen Frauen mit der Arbeit begannen, stießen sie auch auf



manches Unverständnis. Sogar der Pfarrer meinte: „So junge Mädchen müssen ein Spiel haben; lasst sie nur, wenn sie es müd' werden, dann hören sie von selbst auf.“ Aber es kam anders; die Zahl der betreuten Kinder und der Helferinnen wuchs rasch an. Zu dem Kreis um Clara Fey gehörten auch Franziska Schervier und Pauline von Mallinckrodt, die später ihrer je eigenen Berufung folgten und – wie Clara selbst – zu Ordensgründerinnen wurden.

Liebe als Erziehungsprinzip

Clara drückte ihren Einsatz in dem Satz aus, den sie auch ihren Helferinnen immer wieder ans Herz legte: „Lieben wir die Kinder, weil Jesus sie liebt, und lieben wir Jesus in ihnen!“ Schon bald erkannten sie, dass es nicht ausreichte, den Kleinen Unterricht zu erteilen. So zogen diese jungen Frauen zusammen, nahmen die meist gefährdeten Kinder zu sich und teilten das Leben mit ihnen. Das gemeinsame Wohnen för-

Tag. Im Namen der neuen Gemeinschaft fand Clara den Auftrag derselben ausgedrückt: die christliche Erziehung von Kindern und Jugendlichen, vor allem der benachteiligten. In ihrer Bescheidenheit nannte sie es einfach: „Die Kinder zu Jesus führen“.

Sie liebte das Wort Jesu „Manete in me – Bleibt in mir“, das ihr eigenes Leben prägte und bis zum heutigen Tag das geistliche Streben und den apostolischen Einsatz ihrer Schwestern bestimmt.

Im Bemühen um eine enge Verbundenheit mit Jesus pflegen wir Schwestern eine tägliche Zeit der Anbetung vor dem Allerheiligsten. In unserem Aachener Mutterhaus schauen wir dabei auf den eucharistischen Herrn in einer Custodia (5), die aus 200 Professringen verstorbener Mitschwestern besteht. Jeder dieser Ringe trägt die innen eingravierten Worte: „Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein“ (Hld 2,16), Worte, die zum Nachdenken einladen.

schloss 1872 die Ausweisung aller Ordensleute von öffentlichen Schulen in Preußen. So sahen sich auch Clara Fey und ihre Schwestern gezwungen, 24 der 27 bis dahin gegründeten Häuser zu schließen und die Heimat zu verlassen. Unter schwierigsten Bedingungen suchte sie in anderen europäischen Ländern für die damals 690 Schwestern ein Dach über dem Kopf und apostolische Tätigkeiten. Tausende armer Kinder blieben schutzlos zurück. Mit großem Gottvertrauen und ernsthaftem Bemühen um ein Leben in inniger Verbundenheit mit Gott meisterten die tapfere Ordensgründerin und ihre Schwestern die harte Prüfung. Und wieder einmal galt, dass Gott auch auf krummen Zeilen gerade zu schreiben versteht, denn der Kulturkampf trug dazu bei, dass es in jener schweren Zeit zu zwölf Neugründungen in sieben europäischen Ländern kam. Ab 1887 konnten die Schwestern in die Heimat zurückkehren. Die im Ausland neu gegründeten Häuser blieben bestehen und ehemalige in Deutschland wurden wiederbelebt.



Zeichnung v. Sr. Amabilis P.I.J.



Geschwister Fey um 1835 – v. lks.: Joseph, Clara, Andreas, Netta

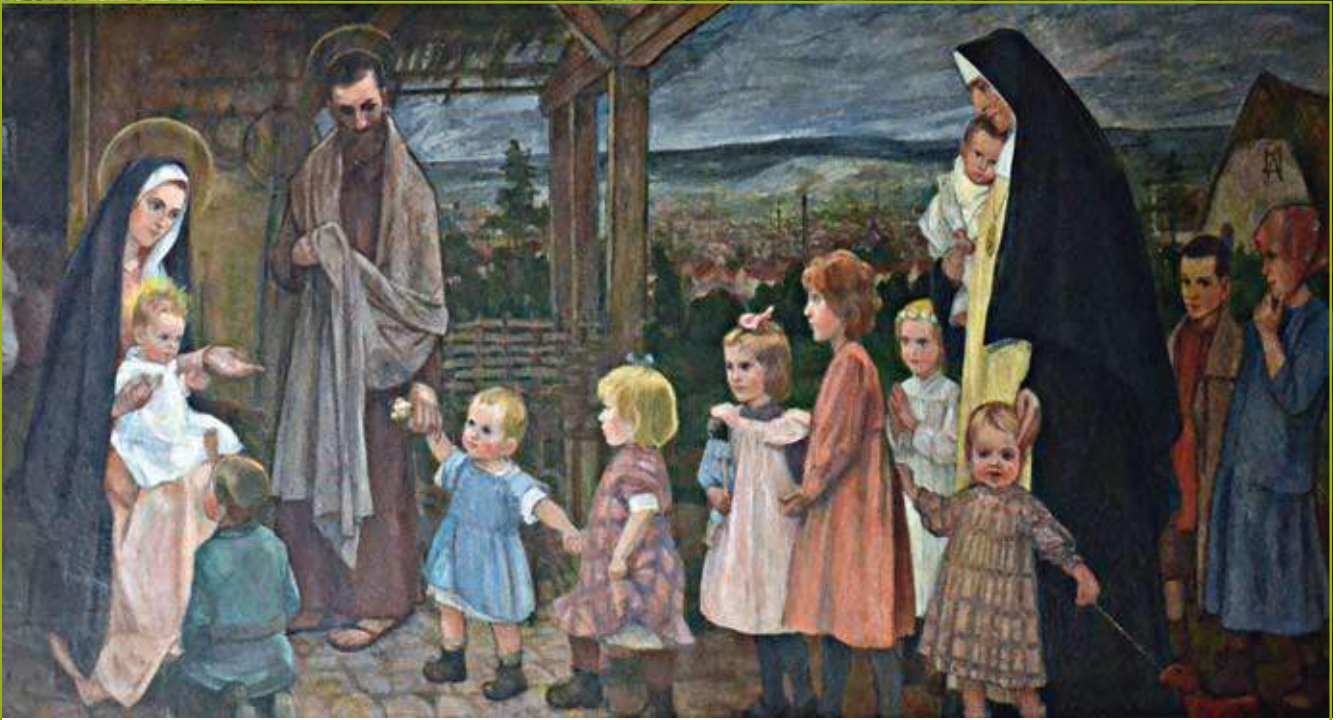
derte sowohl die apostolische Arbeit als auch ihr gemeinsames Gebet. So kam es, dass Clara Fey mit drei ihrer Freundinnen am 2. Februar 1844 die Kongregation der Schwestern vom armen Kinde Jesus gründete. Eine Tafel am Gründungshaus erinnert noch heute an jenen bedeutsamen

Kulturkampf gegen die Katholiken

Natürlich konnte das Kreuz in der jungen Gemeinschaft nicht fehlen. Besonders spürbar wurde es während des Kulturkampfes (1871-1887) unter Bismarck. Die Regierung be-

Clara Fey hat ein großes Werk gegründet

Als Clara Fey am 8. Mai 1894 starb, vollendete sich das Leben dieser großen Frau. Ihre Sensibilität für die Nöte ihrer Zeit und ihre Antwort darauf – aus tiefer Gottes- und



„Die Kinder zu Jesus führen“ – Gemälde v. Sr. Amabilis P.I.J.

Nächstenliebe heraus – hatten sie ein Werk gründen lassen, das unzähligen Kindern und Jugendlichen zum Segen wurde. Bei ihrem Tod zählte die Kongregation bereits weit über 1000 Mitglieder.

Und Claras Werk besteht weiter. Ihre Schwestern leben und arbeiten heute in Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Indonesien, Kolumbien, Lettland, Luxemburg, in den Niederlanden, in Österreich,

Peru und Spanien. Zu ihrer apostolischen Arbeit gehören Kindergärten, Grund- und Realschulen, Gymnasien, Aufgaben in der Katechese, der Gemeinde- und Familienpastoral, bei Immigranten, Arbeits- und Obdachlosen, in Gesundheitszentren, Armenküchen sowie anderen Aktivitäten, in denen sie vorwiegend die Ärmsten der Gesellschaft betreuen. Sie dienen den Menschen mit ihrer Arbeit, ihrem Sein und ihrem Gebet.

die ihren Wohn- und Bleiberaum eröffnen für die ort-losen, ausgesetzten Kinder. Bei Jesus bleiben, in ihm bleiben, in den tausend Funktionen und Abläufen, die uns jeder Tag zumutet, ist auch für uns der Ansatz, um einen Ort zu finden und anderen anzubieten, an dem Leben möglich ist.“

Durch ihre Seligsprechung am 8. Mai 2018 wird Clara Fey mehr Menschen als bisher bekannt und ihnen Vorbild und Fürsprecherin sein bei Gott. □



Custodia im Mutterhaus Aachen

Der verstorbene Aachener Bischof Klaus Hemmerle schätzte Clara Fey sehr und schrieb: „Das innere Bleiben tut not, damit wir leben, atmen, wir selbst sein, uns frei über uns hinauswagen und verschenken können. Manete in me – Bleibt in mir! Das Wort kann mit uns gehen. Es gibt ein Sich-Festhalten, Augenblick für Augenblick, am Wort und an der Liebe, das sich erweisen wird als innere Ruhe und Kraft zur Freiheit und Gelassenheit. Bleib in ihm, kehr zu ihm zurück! Mutter Clara Fey, Gründerin der Schwestern vom armen Kinde Jesus, war ganz und gar orientiert auf den Dienst an Jesus in den Kleinen und Geringen; aber sie hat darin eine nicht nur aktive, sondern zugleich kontemplative Berufung entdeckt. Nur dieser ‚innere Raum‘ ließ sie und

Zur Feier der Seligsprechung am 5. Mai 2018 um 10 Uhr:
Live-Stream auf www.clara-fey.de und www.bistum-aachen.de sowie auf dem Facebook-Account des Bistums Aachen.
Weitere Informationen zu Clara Fey und zur Kongregation der Schwestern vom armen Kinde Jesus: www.manete-in-me.org und www.svakj.de

Hubert Gindert:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche

Toribio Alfonso de Mogrovejo

Am 21. Januar 2018 hat Papst Franziskus in Lima vor den Bischöfen von Peru über den Hl. Toribio Alfonso de Mogrovejo gesprochen. Was bewog den Papst, an einen Bischof des 16. Jahrhunderts zu erinnern und warum greifen wir das im „Fels“ auf? Toribio war ein leidenschaftlicher und wahrer Hirte. Er ist ein Vorbild nicht nur für die Bischöfe von Peru, sondern weltweit – und auch heute!

Als Toribio 1580 von Spanien in die Neue Welt aufbrach und seine Diözese übernahm, war er 42 Jahre alt. Lima war damals der politische und kirchliche Mittelpunkt von Südamerika. Seine Diözese erstreckte sich über 5000 km von Panama zum Rio de la Plata. In seinen 22 Bischofsjahren besuchte er viermal auf seinen Pastoralreisen das riesige Gebiet. Unterwegs mit einem Maulesel auf Pfaden, die, um mit seinem Sekretär zu sprechen, mehr für Ziegen als für Menschen geeignet waren, nahm Toribio alle Strapazen auf sich, um bei den Gläubigen das Wort Gottes zu predigen, die Priester zu bestärken und die Verhältnisse vor Ort kennenzulernen. In seiner Bischofszeit war Toribio insgesamt 18 Jahre auf Missionsreisen unterwegs.

Toribio erkannte auf seinen Pastoralreisen rasch, dass man nur dann von den Indios verstanden wird, wenn man ihre Sprachen Quechua und Aimara spricht, so wie man sich im digitalen Zeitalter in der Sprache

der Kinder und Jugendlichen ausdrücken muss, wenn man sie erreichen will. Toribio lernte die Sprachen der Indios und verlangte das auch von den Priestern und Ordensgeistlichen. An der 1551 in Lima gegründeten Universität wurden Lehrstühle für die Indiosprachen eingerichtet. Der auf dem dritten Konzil von Lima 1583 erarbeitete Katechismus kam in Spanisch, Quechua und Aimara heraus.



Toribio wurde auf seinen Pastoralreisen auch klar, dass man nicht Nächstenliebe predigen kann, wo die Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird. Er stellte fest, dass die Eingeborenen dem Amtsmissbrauch und Exzessen verschiedener Art ausgeliefert waren. Er sah nicht darüber hinweg. 1585 exkommunizierte er z.B. den höchsten Beamten von Cajatambo. Toribio sah sich einem System von

Korruption und einem Netzwerk von Interessen gegenüber, das bis zum Vizekönig reichte. Aber Toribio hatte den Mut, gegen die Staatsmacht aufzutreten, wenn es um Gerechtigkeit ging. Auch darin ist er ein Vorbild für unsere Zeit.

Toribio verdiente sich den Ruf eines Reformers auch durch die Neuordnung der Priesterausbildung. Er gründete das erste nachkonziliare (nach Trient) Priesterseminar in der Neuen Welt. Er setzte gegen Widerstand durch, dass auch Priester aus der südamerikanischen Ortskirche hervorgehen konnten. Um die Kirche zu reformieren berief Toribio zwölf Diözesansynoden ein. Diese fanden nicht nur in der Hauptstadt Lima statt, sondern auch in Pfarreien, in denen sich Erzbischof Toribio gerade aufhielt. Das Gesicht der lateinamerikanischen Kirche prägten aber die großen Bischofsversammlungen, zu denen alle Bischöfe zwischen Panama und dem Rio de la Plata erschienen. Das dritte Konzil von Lima gilt als das „amerikanische Trient“. Es war die Krönung des Lebenswerkes Toribios.

Mit 72 Jahren brach Erzbischof Toribio 1605 zu seiner letzten Pastoralreise auf. Von dieser kam er nicht mehr lebend zurück. Er starb in einer kleinen ärmlichen Kirche inmitten der Indios, denen seine große Liebe gegolten hatte.

Toribio Alfonso de Mogrovejo ist der Schutzpatron der lateinamerikanischen Bischöfe. □

Der Schatten der DDR-light

*Das Familienbild der Groko / Sprengsatz Kinderrechte /
Eine Analyse der familienpolitischen Aspekte des Koalitionsvertrags*

Das demokratische Europa kennt heute vor allem dieses Koordinatensystem: Konsens mit der Mehrheit. Das ist ein Irrweg. Denn es kommt auf den Konsens mit der Schöpfung an. Der Mehrheitskonsens kann, wie die Geschichte leidvoll gelehrt hat, zur Diktatur führen. Und er kann schon vorher elementare Rechte der Schöpfungswirklichkeit zerstören, zum Beispiel das Recht auf Leben. Und er kann den Schutz für die Institutionen aushöhlen, die den Fortbestand der Gesellschaft, um nicht zu sagen der Menschheit, sichern, also

Ehe und Familie. In dieser Situation befindet sich Deutschland in der Ära Merkel. Und unter diesem Gesichtspunkt ist der Koalitionsvertrag der Union mit der SPD zu sehen.

Als erstes fällt auf: Die Analysen und Übersichten des Koalitionsvertrages in den Leitmedien lassen das Thema Familie aus. Allerdings wiederholt dieser Vertrag auch viele Vorhaben der vorigen Regierungen, zum Beispiel den Ausbau des Kita-Systems oder den Kampf gegen die Kinderarmut. Neu sind u.a. die Erhöhung

des Kindergeldes, das auch von den Bedürftigen begrüßt wird, etwa dem Verband der Kinderreichen. Neu ist auch der Rechtsanspruch auf Ganztagsbetreuung im Grundschulalter, die Reform des Adoptionsrechts und die Kinderrechte, die im Grundgesetz verankert werden sollen. Guter Wille ist erkennbar, ebenso wie in den Medien das laue Interesse am Schicksal der Familien. Aber generell lässt sich sagen: Wichtiger als den Familien eigenen Freiraum für die Entfaltung zu ermöglichen ist den Koalitionären offensichtlich die Funktion des Staates als Wächter auch über die Familien. Auch so kann man den Schutz für Institutionen aushöhlen.

Das entspricht der bisherigen Linie der Großen Koalition und ihrer Vorgängerregierungen seit den neunziger Jahren. Wollte man den Familien wirklich Gerechtigkeit zukommen lassen, müsste man, erstens, die Urteile des Bundesverfassungsgerichts umsetzen, zum Beispiel das Betreuungsurteil, das vorsieht, dass im Sinne der Wahlfreiheit jede Maßnahme des Staates (etwa Ausbau des Kita-Systems) begleitet wird von alternativen Maßnahmen, die den „generativen Beitrag“ der Eltern, also die Erziehung zuhause, fördern. Das Wort Wahlfreiheit kommt im Kapitel III über „Familien und Kinder im Mittelpunkt“ noch nicht einmal vor. Zweitens müsste man, um die Kinderarmut wirklich zu bekämpfen, die Kinderzahl bei den Umlagesystemen wie Rente, Krankenkasse, Pflege- und



Die Unterschriften unter dem Koalitionsvertrag, veröffentlicht in der WELT mit dem Titel: Endlich!. Dabei ist ein halbes Jahr für eine schwierige Regierungsbildung im europäischen Maßstab im Bereich des Durchschnitts.



Die Generalsekretäre der drei Regierungsparteien und ihre Vorsitzenden (v.l.n.r.): Lars Klingbeil, Annegret Kramp-Karrenbauer, Andreas Scheuer und Olaf Scholz, Angela Merkel und Horst Seehofer

Arbeitslosenversicherung berücksichtigen. Und außerdem wäre es geboten, drittens, das primäre Recht der Eltern bei der Erziehung (Artikel 6 GG) nicht durch eigene Kinderrechte in der Verfassung völlig auszuhebeln. Gerade um dieses Vorhaben dürfte es – hoffentlich – noch Streit geben.

Wie sehr auch diese Groko durch Interessen von Randgruppen und nicht der großen Mehrheit beherrscht wird, zeigt sich am Thema Schwangerschaft. Statt diese erste prägende Phase des Kindes zu fördern, wozu die Wissenschaft in den letzten Jahren viele nützliche und weiterführende Erkenntnisse beigetragen hat, reduziert man dieses Thema auf die Reproduktionsmedizin. Dabei herrscht gerade bei der Geburtshilfe ein veritabler Notstand, auf den namhafte Ärzte und Wissenschaftler aufmerksam machen. Ihre Appelle verhallen ungehört und man darf gespannt sein, ob der neue (kinderlose) Gesundheitsminister Jens Spahn, der gern mit dem Etikett familienfreundlich und konservativ versehen wird, für dieses wichtige Thema ein Ohr hat oder ob er nicht doch an der Randgruppenpolitik festhält. An diesem Thema ist jedenfalls zu sehen, wie sehr die Politik insgesamt das konkrete Leben aus den Augen verloren hat und Familie nur in der Funktion des Arbeitsprozesses denkt und wahrnimmt.

Was im Mittelpunkt des Lebens der meisten Menschen in diesem Land steht, die Familie – die Herkunftsfamilie, die eigene Familie oder die künftige Familie –, steht nicht im Zentrum der Großkoalitionäre. Das

hat mit der Verwirrung der Begriffe zu tun. Schon der griechische Geschichtsschreiber Thukydides wusste: Der Krieg verwirrt die Begriffe. Und um die Familie in Deutschland wogt nun seit Jahrzehnten eine Art Kulturkrieg, angefangen bei der Definition von Familie. Selbst das Statistische Bundesamt kennt inzwischen mehr als ein Dutzend Definitionen für Familie. Für Katholiken sollte klar sein: Es gilt der Begriff, den der Katechismus formuliert (siehe Kasten). Das ist nun nicht der Begriff, der dem Koalitionsvertrag zugrunde lag, weshalb es übrigens auch über den Familiennachzug unterschiedliche, um nicht zu sagen verwirrende Ansichten gab und noch gibt. Mutter, Vater Kind(er) ist aber der Begriff, der von der Mehrheit der Menschen in diesem Land gelebt wird, der der Natur des Menschen entspricht und der für das Kindeswohl am besten ist.

Apropos Familienpolitik: Auch hier ist es mit der Begrifflichkeit eigentlich recht einfach. Sie ruht prinzipiell auf drei Säulen: Leistungsgerechtigkeit, Kindeswohl und Wahlfreiheit. Ihr zugrunde lag früher die Familie als Institution. Heute aber hat die Politik ein anderes Familienbild, es wird deutlich im Koalitionsvertrag. Heute zerlegt die Politik die Familie, sie betreibt keine Familienpolitik mehr, sondern Familienmitgliederpolitik, weil für sie die Arbeit außer Haus, die „Erwerbsarbeit der gesellschaftliche Attraktor ist, der alles andere strukturiert“ (Norbert Bolz). Sie ist das Hauptmotiv allen politischen Handelns. Die Parteien der Groko betreiben nicht Familien-, sondern Arbeitsmarktpolitik. Das galt

schon für die Groko I (2005-2009) und II (2013-2017) unter Merkel, es gilt auch für die Groko III. Für die Familie in Deutschland aber gilt: Sie ist wie seit Jahrzehnten vor allem auf sich selbst und ihre natürlichen Kräfte gestellt.

Dennoch enthält das Programm der Groko auch für die Familien Hoffnungszeichen. Das betrifft die Erhöhung des Kindergeldes, die nicht mehr einstellig (zwei bis vier Euro) ausfällt und dabei auch „harte Abbruchkanten“ vermeidet. Es betrifft auch die Mütterrente, die ein Stück Gerechtigkeit schafft, und es betrifft vor allem das Baukindergeld. Diese Förderung hatte die erste Groko unter Merkel 2005 abgeschafft. Nun ist diese Förderung vor allem durch Druck der CDU aus Nordrhein-Westfalen wieder da, wenn auch in deutlich abgespeckter Form (1200 Euro für zehn Jahre, sofern das Einkommen unter 75.000 Euro plus Freibeträge von 15.000 Euro pro Kind liegt). Für den CDU-Vize Armin Laschet war es ein Herzensanliegen. Man müsse sich wieder um die Leistungsträger in der Mitte der Gesellschaft kümmern, also um die traditionelle Familie, war sein Argument. Merkel und die anderen in der Koalitionsrunde dürften ihn mit großen Augen angeschaut haben. Und wenn die wirtschaftliche Lage nicht so gut wäre, wären das Baukindergeld und auch andere Maßnahmen vermutlich unter dem finanziellen Vorbehalt gelandet. Das kann übrigens bei der Realisierung des Programms immer noch passieren. Denn Familie als Institution gehört, wie gesagt, nicht zu den Prioritäten dieser Groko-Mannschaft.

Das wird besonders deutlich beim Thema Kinderrechte. Der Streit ist alt. Und er wird seit Jahrzehnten geführt. Die Konfliktlinie geht quer durch die Parteien und die Verbände. Die Deutsche Liga für das Kind zum Beispiel ist für die Einführung von eigenen Kinderrechten in die Verfassung und hat dafür schon 2007 einen Vorschlag gemacht. Allen, die sich dafür oder dagegen aussprechen, geht es um das Kindeswohl. Manche berufen sich dabei auf die UN-Kinderrechtskonvention, andere indirekt auf die Europäische Menschenrechtskonvention. Verfassungsrechtler weisen darauf hin, dass dies unnötig sei, es gebe keine Schutzlücke. Schon im Juni 2013 formulierte es der Staatsrechtler Professor Gregor Kirchhof (Universität Augsburg, Sohn des ehemaligen Richters am Bundesverfassungsgericht, Paul Kirchhof) in einer Stellungnahme für den Rechtsausschuss des Bundestages im Rahmen einer Anhörung zum Thema Kinderrechte im Grundgesetz so: „Entscheidend ist, wer das Wohl des Kindes definiert – der Staat generell

für alle Kinder oder die Eltern individuell für das ihnen anvertraute Kind. Das Grundgesetz weist dem Staat ein Wächteramt zu, macht ihn nicht zu erstverantwortlichen Eltern. Das Gebot der Stunde ist, in dem so geprägten Dreiecksverhältnis von Eltern, Kind und Staat den Kindeswohlauftrag des Grundgesetzes tatkräftig zu erfüllen – eine Verfassungsänderung ist hierfür nicht erforderlich.“

Es gibt keine Schutzlücke, aber es gibt Gefahren. Die Familie würde als Institution weiter auseinanderdividiert. Der Staat bekäme mehr Befugnisse und rechtliche Hebel, sich in die Familie einzumischen. Er könnte leichter einen Kitazwang einführen für Kinder ab einem Jahr (nach dem Ende des Elterngeldes) oder schon bei leichtem Verdacht oder einer Denunziation den Eltern das Kind wegnehmen. Seltsamerweise ist von seiten der Familienverbände der große Protest bisher ausgeblieben. Das mag auch daran liegen, dass die Anwälte der traditionellen Ehe und Familie derzeit mit den Auswüchsen der Gendertheorien und dem Streit um die

Ehe für alle beschäftigt sind. Um die Kinder der traditionellen Familie aber geht es vor allem. Denn nach Angaben des Mikrozensus machen die traditionellen Familien und Ehen immerhin deutlich mehr als zwei Drittel aller Paare und Familien in Deutschland aus. Deshalb ist das Thema der Kinderrechte in seinen Wirkungen kaum zu unterschätzen. Das gilt für die juristisch-abstrakte Ebene, aber auch für die praktisch-empirische.

Auf juristischer Ebene weist besonders deutlich der Verfassungsrechtler Arnd Uhle, Richter am Verfassungsgerichtshof des Freistaats Sachsen und Professor für Öffentliches Recht und Verfassungstheorie der Universität Leipzig, im Gespräch mit dem Autor darauf hin, dass das Grundgesetz „Kinder bereits heute in vorbildlicher Weise schützt“. Das gelte auch für Fälle von Kindesmissbrauch und Gewalt in Familien. Das Bundesverfassungsgericht habe wiederholt und noch 2008 Kinder als „Rechtssubjekt und Grundrechtsträger“ definiert. „Daher genießen Kinder bereits nach geltendem Verfassungsrecht den Schutz,

Sonderthema Lebensschutz – Die Groko und das Werbeverbot für Abtreibungen

Der Start der neuen Großen Koalition, Merkels Groko III, ist keineswegs so glänzend wie er gern von den Protagonisten dargestellt wird. Rasch wollte man eine sperrige Kulisse von der Bühne schieben, aber ihr Schatten ragt noch hinein: Es geht um das Thema Werbeverbot für Abtreibungen. Die SPD will es ersatzlos streichen, die Union hält daran fest. Nun kam es Anfang März zu einem im wahrsten Sinn des Wortes hinterhältigen Deal. Die Fraktionsspitze der Union gestand den Groko-Kollegen von der SPD zu, noch vor der Unterschrift unter den Koalitionsvertrag einen Gesetzentwurf einzubringen, der das Werbeverbot für Abtreibung abschaffen soll. Mit diesem klammheimlichen Deal – nach der Unterschrift wäre es ein Bruch des Vertrags gewesen – wäre das Thema Werbeverbot abgehakt gewesen, so wie man das Thema „Ehe für alle“ vom Sofa aus beseitigt hatte. Damit hätte die Unionsspitze beim Lebensschutz den kleinen Rest an Glaubwürdigkeit ohne Not aufgegeben. Es ging nicht mehr um die Sache, um den Lebensschutz, man wollte einfach keinen Ärger zu Beginn des parlamentarischen Betriebs.

Es kam etwas anders. Zunächst gab es ein paar empörte Wortmeldungen aus der Partei, ein Stirnrunzeln der Bischofskonferenz. Dann einen glasharten Brief der neuen CDU-Generalsekretärin, Annegret Kramp-Karrenbauer, in dem mit klaren aber folgenlosen Worten auf die Rechtslage und das christliche Menschenbild hingewiesen wurde. Da sind doch noch ein paar Stückchen Glut unter der programmatischen Asche der C-Parteien. Und dann die Überraschung: Die SPD selbst zog ihren Entwurf vorläufig zurück. Die Opposition legte einen Entwurf vor, vielleicht sogar nach Absprache mit der SPD. Wie in solchen Fällen üblich, entfällt bei ethischen Themen der Fraktionszwang, so war es schon bei der „Ehe für alle“. Das Ergebnis: Das Werbeverbot für Abtreibung wird ausgehöhlt.

Die Diskussion über das Werbeverbot für Abtreibungen, die in den Leitmedien von links bis rechts allenfalls unter dem Gesichtspunkt der taktischen Parteipolitik geführt wird – Stichwort: Präzedenzfall für wechselnde Mehrheiten – ist symptomatisch für den Zustand des allgemeinen Diskurses. Aufgeregt bis hysterisch wird über Dieseltote und künftige Zölle, über richtige Er-

nährung und Annäherung an den Diktator in der Türkei, über imaginäre Masterpläne für die gescheiterte Asylpolitik oder auch über die Problemwölfe aus dem Osten diskutiert. Das große Thema des Lebens und der demographischen Entwicklung in Deutschland und Europa, der Schutz der schwächsten Minderheit, die ungeborenen Kinder, mithin ein gutes Stück Zukunft dieses Landes, wird schon seit Jahren übergangen. Nun wollte der linksliberale Mainstream auch den letzten Rest an Schutz, das Werbeverbot für Abtreibung, schleifen.

Der Vorfall zeigt, welchen Stellenwert die Groko III dem Lebensschutz beimisst. Von einigen Politikern in der Union abgesehen, für die das christliche Menschenbild wegweisend und grundlegend für das Programm und politische Wirken ist, liegt der Wert bei null, das Thema ist eins unter fernem Liefen. Aus den Kirchen ist kaum nennenswerter Widerstand zu erwarten. Die EKD geht in Richtung Abtreibung als Recht der Frauen, die DBK will den protestantischen Kollegen da nicht in die Parade fahren und hält still. Die Zeiten, da ein Bischof wie seinerzeit Johannes Dyba die Glocken für die ungeborenen Kinder läuten ließ, sind

den die Grundrechte des Grundgesetzes verbürgen – vom Grundrecht auf Leben bis zum Schutz der Religionsfreiheit. Einer ausdrücklichen Aufnahme neuer Kinderrechte bedarf es dafür nicht“. Uhle warnt sogar vor einer Aufnahme eigener Kinderrechte. Die bisher bekannten Vorschläge zeichneten sich in der „Tendenz aus, das Verhältnis zwischen Elternverantwortung und staatlichem Wächteramt zu verändern – und zwar zulasten des Elternrechts und zugunsten der staatlichen Einflußnahme. Denn neu positiviert Kinderrechte haben das Potenzial, unter Berufung auf den Schutz der Kinder zukünftig bereits im Vorfeld einer Beeinträchtigung des Kindeswohls – und damit sehr viel früher und häufiger als bislang – staatliche Interventionen zu rechtfertigen. Eine solche Entwicklung würde für das Verhältnis von Elternrecht und staatlichem Wächteramt einen in seiner Bedeutung kaum überschätzbaren Paradigmenwechsel bedeuten“. Das könnte etwa konkret mit dem Hinweis auf frühe Bildung begründet zu einer staatlichen Kita-Pflicht

für Kleinstkinder und Kindergartenkinder führen. Oder zu mehr staatlichen Eingriffen in die Familien und Inobhutnahmen. Und selbst das Bundesverfassungsgericht würde daran wohl kaum etwas ändern. Denn, so Uhle, „ein entsprechend geänderter Verfassungstext würde in der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts den nachvollziehbaren Reflex hervorrufen, dass sich die Rechtslage verändert hat: Wer Verfassungsänderungen sät, wird eine geänderte Verfassungsrechtsprechung ernten“.

Solche Warnrufe dürften trotz der klaren Rechtslage die Politiker kaum davon abhalten, ihr Vorhaben weiter zu betreiben und die Warnungen als abstrakt-juristische Panikmache zu verurteilen. Aber für solche Warnungen sprechen empirische Erfahrungen. Paradebeispiel ist dafür Norwegen, wo es sogar jüngst wegen zweier Fälle zu diplomatischen Irritationen zwischen Norwegen und Tschechien kam. In deutschen Medien wurde bisher kaum über diese Fälle und ihre Problematik berichtet, eine Ausnahme bildete eine erschreckende Do-

Im Koalitionsvertrag heißt es im Kapitel III (Familie und Kinder im Mittelpunkt) auf Seite 21 unter Punkt 2: „Kinder stärken – Kinderrechte ins Grundgesetz: „Wir werden Kinderrechte im Grundgesetz ausdrücklich verankern. Kinder sind Grundrechtsträger, ihre Rechte haben für uns Verfassungsrang. Wir werden ein Kindergrundrecht schaffen. Über die genaue Ausgestaltung sollen Bund und Länder in einer neuen gemeinsamen Arbeitsgruppe beraten und bis spätestens Ende 2019 einen Vorschlag vorlegen“.

kumentation auf Arte (<https://www.arte.tv/de/videos/070086-000-A/norwegen-so-schuetzen-sie-kinder>). Selbst die ansonsten so zurückhaltende, liberale Neue Zürcher Zeitung schrieb, in Norwegen „stiehlt der norwegische Staat Kinder“. Der Hintergrund: 1992 wurden in Norwegen die Kinderschutzbehörden (Barnevernet) professionalisiert, nachdem die Kinderrechte in der Verfassung verankert worden waren. Vorher kümmerten sich auch Freunde und Nachbarn aus den Gemeinden um schwierige Familien, jetzt fast nur noch Psychologen und Sozialarbeiterinnen – mit rechtlich mehr Befugnissen. Seither ist die Zahl der Interventionen der Behörden in Familien drastisch gestiegen, ebenso die der Sorgerechtsentzüge. Kamen im Jahr 2003 noch 6747 Kinder zu Pflegeeltern oder ins Heim, waren es 2011 schon 8485 – eine Zunahme von über 25 Prozent. Der norwegische Anwalt und Menschenrechts-Aktivist Marius Reikerås berichtet, dass mittlerweile etwa 70.000 Kinder unter der Obhut des Barnevernet-Systems seien, das wären 7 Prozent aller Kinder unter 18 Jahren in Norwegen.

Die Vertreter der Kinderschutzbehörde sind wie in allen Ländern überzeugt, nur zum Besten des Kindes zu handeln. Es herrscht die Überzeugung, das Kind gehöre dem Staat. Viele Kinder hätten in ihrer Herkunftsfamilie keine faire Chance, sich zu entwickeln. Wer die Arbeit der Behörde kritisiere, sei ungebildet und aggressiv, gibt zum Beispiel die Schweizer „Weltwoche“ die Einstellung der norwegischen Behörden wieder, was man analog dann auch von den deutschen Behörden wird sagen können. Andere Kulturen werden rigoros verurteilt. Selbst leichte Körperstrafen, die in vielen Kulturen

vorbei. Das muss auch nicht sein und würde heute eher zu schädlichen Vergleichen mit den Muezzin-Rufen führen. Aber man kann seine Solidarität mit den Schwächsten der Gesellschaft, den ungeborenen Kindern, auch anders zeigen, zum Beispiel durch Teilnahme am Marsch für das Leben. So wie der Bischof von Regensburg, Rudolf Voderholzer, der auf der zentralen Kundgebung vor dem Reichstag in Berlin auch eine vielbeachtete Rede hielt.

Das Verhalten der Groko in diesem Bereich lässt die Vermutung zu, dass auch bei den anderen Themen wie Leihmutterschaft, aktiver Sterbehilfe, etc. es zu Mehrheiten mit Linken, Grünen, SPD und Teilen der Union kommt. Auch auf die CSU ist kaum noch Verlass. Sie hat beim Thema „Ehe für alle“ vor den Bundestagswahlen noch vollmundig eine Beschwerde in Karlsruhe angekündigt und nach einem bestreitbaren (und bestellten?) Gutachten dann darauf verzichtet. Für die Glaubwürdigkeit der CSU wäre es besser gewesen, sie hätte den Gang nach Karlsruhe gewagt, auch wenn die Richter dort heute die „Ehe für alle“ wahrscheinlich mehrheitlich als verfassungskonform ansehen. Der Marsch

der Ideologen durch die Institutionen ist auch in Karlsruhe angekommen.

Es gäbe für die Union durchaus eine Möglichkeit zu beweisen, dass sie es ernst meint mit dem Lebensschutz. In den Urteilen des Bundesverfassungsgerichts zur Abtreibung wird die Verpflichtung des Staates angemahnt, einen Prozess zur Bewusstseinsbildung in diesem Bereich zu fördern. Das Bewusstsein für das Unrecht der Abtreibung und überhaupt für die Problematik solle geschärft werden. Dazu gibt es noch kein Gesetz, weder im Bund noch in den Ländern. Dieses Bewusstsein in Schulen und Beratungsstellen, in Kliniken und Praxen zu schärfen, indem man die Würde des Menschen, sein Lebensrecht und die Einzigartigkeit jeder Person herausstellt, das wäre schon ein Gesetz wert. Die AfD-Fraktion in Rheinland-Pfalz hat so einen Gesetzentwurf in das Landparlament eingebracht. Die Union brähe sich keinen Zacken aus der Krone, wenn sie einen Entwurf für so ein Gesetz auch im Bundestag oder in Bayern vorlegte. Es wäre, so ganz nebenbei bemerkt, ein Beitrag zur Glaubwürdigkeit der Politik.

Jürgen Liminski



Die aus dem Osten kommt: Franziska Giffey, SPD, die neue Familienministerin.



Die (katholische) Generalsekretärin der CDU, Annegret Kramp-Karrenbauer, 2013 bei Papst Benedikt XVI.

an der Tagesordnung sind, werden mit sexuellem Missbrauch in Verbindung gebracht. Dasselbe gilt für intensive, herzliche Zuneigung. Mal morgens oder abends bei den Eltern unter die Decke schlüpfen ist anrühlich. Das Kind schlafe nur im eigenen Bett. Süßigkeiten gebe es nur am Wochenende und nicht täglich. Und auch wer sein Kind nach traditionellen Rollenmustern erziehe, mache sich verdächtig.

Rollenmuster will man in Norwegen überwinden, «Gender-Mainstreaming» heiße das Zauberwort. Auch das erinnert an deutsche Debatten und Behörden. Ein Kind gelte als «es» bis es weiß, ob «es» ein Er oder eine Sie sein will. Vielleicht deshalb platzierte die Kinderschutzbehörde ein Kind von Muslimen bei einem homo-sexuellen Paar. Zwar ändert sich in Skandinavien und vor allem in Norwegen die Meinung in puncto Gender, seit der Komiker Harald Eia mit seinem Film „Das Gender Paradoxon“, die ideologischen Auswüchse entzaubert hat, aber in den Behörden malen die Mühlen langsam. Immer noch gilt: Biologische Elternschaft sei keine notwendige oder genügende Bedingung für die Entwicklung eines Kindes. All das kann man sich gut in Deutschland vorstellen. Ob ein Kind bei Pflegeeltern oder den leiblichen Eltern aufwachse, spiele keine große Rolle, heißt es für Norwegen weiter. Für die Pflegefamilien allerdings schon. Die nämlich erhalten 430000 Kronen (knapp 50000 Euro) im Jahr pro Pflegekind, dazu kommen Spesen und Extras wie Ferien am Mittelmeer. Und außerdem, so eine weitere Kritik, profitiere ein riesiger Apparat

von Sozialarbeitern, Therapeuten und Psychologinnen vom ganzen System.

Immer mehr Fälle landen vor Gericht. Jørgen Stueland – Anwalt im norwegischen Raufoss, der Familien vertritt, denen die Kinder weggenommen wurden – zweifelt die Kompetenz der Behörden an. Er mache in den zahlreichen Prozessen immer wieder folgende Beobachtung: Die Behörde stützt sich auf die Aussage von meist jungen Frauen und Erzieherinnen, die in der Oberstufe nur mittelmässige Noten hatten und die dann auf einer Fachhochschule Kinderschutz-Sozialarbeit oder Kinderschutz-Pädagogik studierten, weil es fürs Medizin- oder Psychologiestudium nicht gereicht habe. Diese jungen Frauen hätten als Angestellte der Kinderschutzbehörde die Macht, Entscheide fällen zu können, die das Leben von vielen Familien für immer veränderten. Solche Aussagen müssen dann im Einzelfall mit Fakten belegt oder anders überprüft werden. Aber das dauert und inzwischen leiden die Kinder.

Solche Probleme haben Allgemeincharakter, sie sind keine nordische Eigenart. Die Selbstüberschätzung von Sozialpädagogen erlebt man derzeit auch in Deutschland, etwa am Beispiel der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge. Sozialpädagogen verhindern vielfach, dass das wahre Alter ihrer „Schützlinge“ mit medizinisch sauberen, das heißt die personale Würde achtenden Methoden festgestellt werde. Und die familienindifferente bis familienfeindliche Einstellung vieler Medien begünstigt ein Meinungsklima, für das die Kin-

der in den angeblich „professionellen Händen“ von Vater Staat besser aufgehoben seien als bei ihren Eltern. Dieser oft von Eigeninteressen und Ideologie geleiteten Hybris würde durch „Kinderrechte in der Verfassung“ noch ein zusätzlicher, mächtiger Hebel verschafft. Und das ausgerechnet zu einer Zeit, da in der Wissenschaft das Kindeswohl auch unter dem Gesichtspunkt der Emotionen und der Bindungsqualität gesehen wird. Denn die Bindungsforschung und Entwicklungspsychologie haben gerade in den letzten zehn, zwanzig Jahren enorme Fortschritte gemacht und den Begriff Liebe mit neuem Leben erfüllt.

Das wusste die Kirche freilich schon lange. Thomas von Aquin zum Beispiel verglich die Gottesliebe mit der Mutterliebe, weil „Mütter mehr daran denken zu lieben, als geliebt zu werden“. Aber solche Qualitätsfragen beim Kindeswohl, die schon bei der Krippenoffensive vor elf Jahren nicht gestellt wurden, spielen auch jetzt keine Rolle. Allein das zeigt, wie leichtfertig und ignorant nicht nur das Thema Kinderrechte, sondern auch Familie insgesamt in der Politik diskutiert wird. Es stünde der Kirche gut an, die Verbindung zwischen Natur und Wissenschaft, zwischen den natürlichen Institutionen der Menschheit und neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen, zwischen Natur und dem christlichem Menschenbild, dem „C“, stärker aufzuzeigen und der Politik den Weg zu weisen, statt ihr hier und da nachzulaufen.

Fazit: Der Koalitionsvertrag hat trotz einiger Lichtblicke eine deutliche Schiefelage zulasten der Elternrechte und damit zulasten des Kindeswohls. Vor allem der Passus über die Kinderrechte ist höchst gefährlich. Er ist ein Sprengsatz. In Händen von Ideologen – davon gibt es in Deutschland leider mehr als genug – wären diese Rechte ein Instrument, das viele Familien zerstören und junge Menschen abschrecken würde, überhaupt eine Familie zu gründen. Der Freiheitsraum Familie würde eingengt, Meinungsdictaturen und in der Folge politischen Dictaturen würde der Weg geebnet. Da viele Bürger diese Gefahr (noch) nicht erkennen und der massenhafte Protest ausbleibt, kann man sagen: Die neue Groko höhlt den freiheitlichen Rechtsstaat weiter aus. Der Schatten der DDR-light wird länger. □

„Ein Glas auf Karl Marx!“ – Wirklich?

Am 2. Februar dieses Jahres präsentierte der Bayerische Rundfunk die beliebte Sendung „Fastnacht in Franken“. Durch die Sendung führte zeitweilig ein unverkennbar als Karl Marx verkleideter und geschminkter Büttnerredner, ein gewinnender Künstler, dem niemand böse sein kann, dem man bedenkenlos seine Kinder anvertraut. Ein sanfter, liebenswürdiger Revolutionär, umrankt von einem Monument. Es verkörperte Das Kapital, rund zwei Meter hoch.

Vor genau zwanzig Jahren erschien eine Anzeige, betitelt: „Ein Glas auf Karl Marx!“. Sie enthält auch eine scheinbar sachliche Begründung für den Ehrenerweis, einige Sätze aus der immensen literarischen Hinterlassenschaft Marxens. Da wird zitiert und gewertet: „‘Alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist‘ – dieser Anspruch hätte gereicht, um seinen Geburtstag zu feiern.“ Und dann ein weiteres Argument für die Verehrung: „Sympathisch ist uns sein Lebensmotto: ‚De omnibus dubitandum‘, an allem ist zu zweifeln.“

Es folgen die Sätze: „Mehr als 180 Marxistinnen und Marxisten gratulieren Karl Marx zu seinem 180. Geburtstag“ (5. Mai 1998). Die Litanei der Gratulanten beginnt mit Hans-Henning Adler und endet mit Gerhard Zwerenz, dem linken Politiker und Schriftsteller.

Die Parole: „Alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes ... Wesen ist“ wird von allen zitiert, die die lauterer Motive des in Trier geborenen Revolutionärs glaubhaft machen wollen. Und in der

Tat: Diese Worte sind geeignet, die Marxkritiker nachdenklich zu machen. Da lohnt sich genaueres Hinsehen:

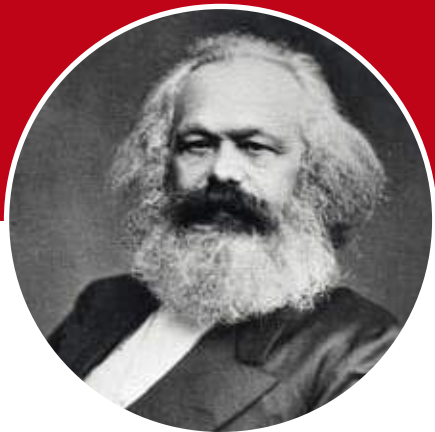
Der landauf, landab zitierte Satz steht nicht alleine. Er ist entnommen dem Essay „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ und Teil eines längeren Satzes. Sein Anfang lautet: „Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, dass der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen ...“ Daraus folgt, dass mit den Worten „der Mensch das höchste Wesen für den Menschen“ der Tod Gottes und nicht das Gebot der Brüderlichkeit verkündet werden sollte. Gegen „Brüderlichkeit“, „fraternité“, haben sich die Freunde mehrmals ausdrücklich ausgesprochen, so wenn Marx in einem Brief an Friedrich Adolph Sorge die fraternité zur „Phrase“ der

„modernen Mythologie“ degradiert.

Es ist aufschlussreich, dass Marx die Worte „alle Verhältnisse umzuwerfen“ unterstrichen hat, während die Klage über die Erniedrigung des Menschen ohne diese Betonung geblieben ist, ein Indiz dafür, dass es dem „Vernichter“, so einer seiner Spitznamen, vor allem darum ging, ohne Ausnahme „alle Verhältnisse umzuwerfen“, Revolution zu machen, und dass die Berufung auf die Notlage weiter Kreise der Bevölkerung nur der Beschönigung dienen sollte. Dafür sprechen auch zahlreiche andere Passagen des Marxschen Artikels, beispielsweise: „Krieg den deutschen Zuständen! Allerdings! Sie stehn unter dem Niveau der Geschichte, sie sind unter aller Kritik, aber sie bleiben ein Gegenstand der Kritik, wie der Verbrecher, der unter dem Niveau der Humanität steht, ein Gegenstand des Scharfrichters bleibt ... Ihr Gegenstand ist ihr



Karl Marx: Ein Schreibtischtäter, auf den sich alle kommunistischen Massenmörder des 20. Jahrhunderts berufen haben



Friedrich Engels: Ein großbürgerlicher Fabrikant, der eng mit Karl Marx zusammenarbeitete und ihn finanziell über Wasser hielt.



Ferdinand Lasalle: Er setzte sich für die Rechte der Arbeiter ein und war auch bereit mit Vertretern der Staatsmacht zu reden. Deshalb wurde er von Marx beschimpft.



Feind, den sie nicht widerlegen, sondern vernichten will.“

Den Aufsatz „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie ...“ verfasste Marx 1843 unmittelbar im Anschluss an „Zur Judenfrage“. Obwohl selbst Jude unter Juden mit sicherlich gutem Einblick in das jüdische Leben seiner Vaterstadt, überschüttet er sie mit haltlosen, in ihrer Heftigkeit unüberbietbaren Pauschalurteilen: „Betrachten wir den wirklichen weltlichen Juden, nicht den Sabbatsjuden, ... sondern den Alltagsjuden. Suchen wir das Geheimnis des Juden nicht in seiner Religion, sondern suchen wir das Geheimnis der Religion im wirklichen Juden. Welches ist der weltliche Grund des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz. Welches ist der weltliche Kultus der Juden? Der Schacher. Welches ist sein wirklicher Gott? Das Geld ...“ Und so geht es weiter.

Marx und Engels haben sich, wie sie selbstbewusst bekennen, die „rücksichtslose Kritik alles Bestehenden“, die „unbarmherzige Kritik für alle“ zum Vorsatz gemacht und mit den unterschiedlichsten Redewendungen mehrmals schriftlich bekräftigt. Ihren Kommunismus nennen sie den „totalen Gegensatz ... gegen die bestehende Weltordnung“. „Die erste Pflicht der Presse ist nun, alle Grundlagen des bestehenden politischen Zustandes zu unterwühlen.“

Wer diese Zitate nüchtern zur Kenntnis nimmt, weiß so gut wie sicher, dass der Relativsatz des „kategorischen Imperativs“, die Absicht, „alle Verhältnisse umzuwerfen ...“, nicht relativiert. Alles ohne Ausnahme ist – nach ihrer Auffassung – faul. Daher, so wörtlich, die Devise im Manifest der Kommunistischen Partei: „Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung“.

„Man muss an allem zweifeln!“ – passt zu einem Skeptiker, der nichts von Dogmen, nichts von „erkannten historischen Gesetzmäßigkeiten“ wissen will. Doch der Revolutionär Marx nahm für sich in Anspruch: „Die Kommunisten sind also praktisch der entschiedenste, immer weiter treibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder; sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus.“ So belehrt das „Manifest der Kommunistischen Partei“, also Karl Marx.

Warum nennt er dann „Man muss an allem zweifeln“ sein Lebensmotto. Die Antwort gibt einen tiefen Einblick in das Naturell unseres „Freundes“. Er schrieb das Motto seiner Cousine in den Fragebogen, der damals in der Gesellschaft als Herausforderung an Geist und Witz beliebt war. Ihr Vater, Lion Philips, ein bür-

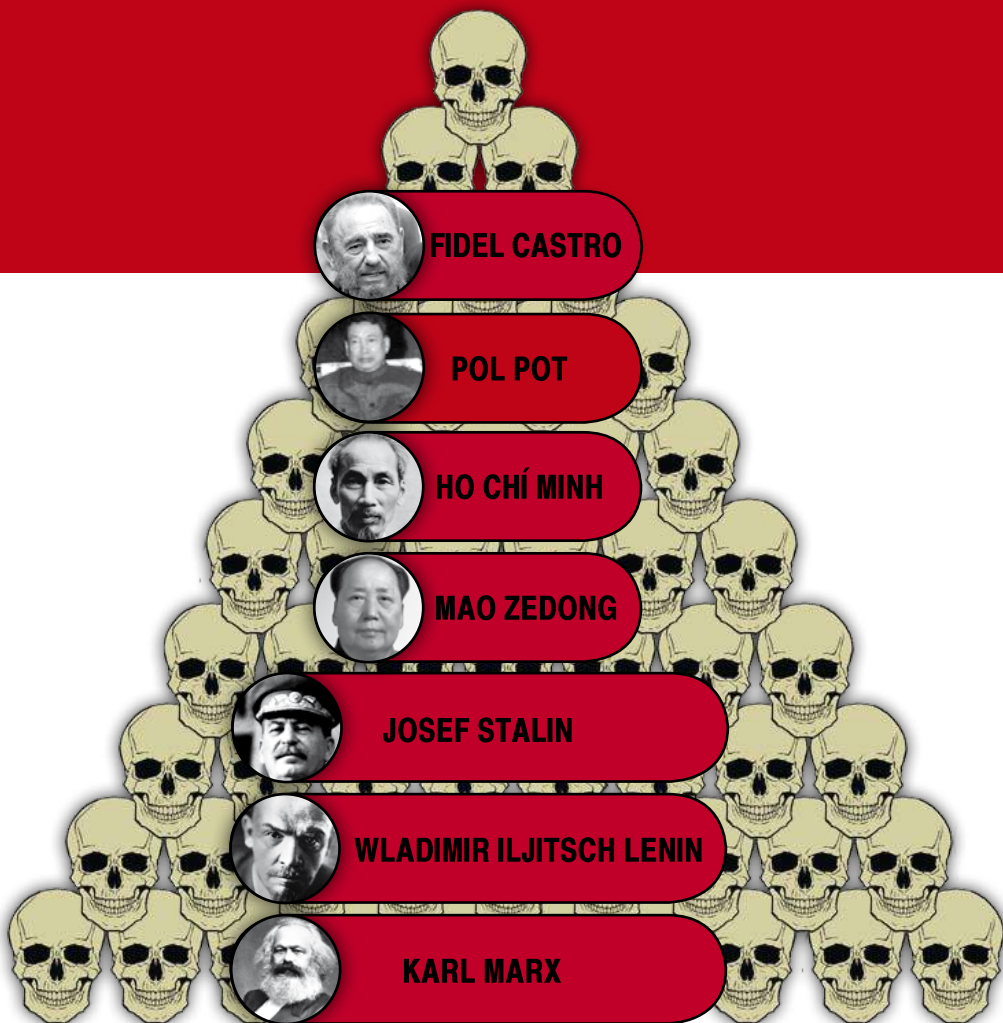
gerlich gesinnter, zum Christentum übergetretener Bankier, fungierte als Nachlassverwalter von Karls Vater. Um ihn, den Onkel, zu Zahlungen zu bewegen, musste Karl den Revolutionär in sich verleugnen und dem Onkel gegenüber als seinesgleichen auftreten, der an der Börse spekuliert und sich zugleich zum Judentum bekennt. Das ist übrigens Marx' einziges derartiges Bekenntnis in allen seinen schriftlichen Aufzeichnungen. Zugleich nennt Marx mit Nachdruck den weithin bekannten Ferdinand Lassalle „meinen Freund“. Dieser „Freund“ wird nun von Karl instrumentalisiert, um dem Onkel mit fingierten Texten zu imponieren. Marx bittet Lassalle: „Du weißt, dass ich hier mit meinem Onkel (der das Vermögen meiner Mutter verwaltet und in früheren Zeiten mir öfter bedeutende Vorschüsse auf mein Erbteil gemacht) schwierige Geldverhältnisse in Ordnung bringen will. Der Mann ist zäh, hat aber viel Eitelkeit auf mein Schriftstellertum. Du musst daher in Deinem Brief an mich von dem Erfolg (obwohl das Gegenteil der Fall ist) meiner letzten Schrift gegen Vogt, von gemeinschaftlichen Zeitungsplänen usf. sprechen, überhaupt Deinen Brief so einrichten, dass ich dem Herrn Onkel ‚das Vertrauen‘ schenken kann, ihm den Brief mitzuteilen.“ – „Herr Vogt“, so der Buchtitel, war ein totaler Misserfolg. Gemeinsame Zeitungspläne gab es nicht.

Damit sind wir mitten in der Frage nach seinen Charaktereigenschaften angelangt, die nicht umgangen werden kann, wenn es um seine Glaubwürdigkeit geht. Wer weiß, wie Marx den „Freund“ in Briefen an Engels mit Häme und Spott übergossen hat, findet kaum passende Worte für diese unüberbietbare Niedertracht. Hier – auszugsweise – nur einer von zahlreichen Belegen: „Es ist mir jetzt völlig klar, dass er [Lassalle], wie auch seine Kopfbildung und sein Haarwuchs beweist, von den Negern abstammt, die sich dem Zug des Moses aus Ägypten angeschlossen (wenn nicht seine Mutter oder Großmutter von väterlicher Seite sich mit einem Neger kreuzten). Nun, diese Verbindung von Judentum und Germanentum mit der negerhaften Grundsubstanz müssen ein sonderbares Produkt hervorbringen.“

Nie hat er sich gegenüber Engels oder einem der anderen zahlreichen Kampfgefährten so geäußert wie gegenüber der Cousine: „Man muss an allem zweifeln.“ Nur in diesem Fragebogen begegnen wir auch der einschmeichelnden Maxime: „Nichts Menschliches ist mir fremd.“

Die Marxzitate in ihrer Gesamtheit zeigen uns, dass Engels mit seiner Feststellung am offenen Grabe von Marx ins Schwarze traf, als er sagte, „Marx war vor allem Revolutionär“, der namhafteste Kommunist. Wie ist er zum Revolutionär, zum Kommunisten geworden? War es das gesellschaftliche Sein, das sein Bewusstsein bestimmt hat? Oder war es nicht umgekehrt?

Er war der geborene Revolutionär. Dafür spricht alles, was vom jungen Marx auf uns gekommen ist – aus



VERANTWORTLICH FÜR MEHR ALS 100 MIO TOTE.

(Diese Zahl ist noch nicht edgültig lt. „FAZ“ 16.09.2014)

seiner und aus der Feder des Vaters. In der DDR wurde Marx amtlich als „Größter Sohn des deutschen Volkes“ gefeiert. Doch von den zahlreichen Jugendgedichten hat man nicht eines als Lesestoff für die Schüler ausgewählt, auch nicht:

Des Verzweifelten Gebet

„Einen Thron will ich mir aufbauen, kalt und riesig soll sein Gipfel sein ...“

Kostproben väterlicherseits aus demselben Jahr, aus 1837: „Ich lasse Dir viel Gerechtigkeit widerfahren, aber ich kann mich nicht ganz des Gedankens entschlagen, dass Du nicht frei von Egoismus bist, etwas mehr als zur Selbsterhaltung nötig ... Die erste aller menschlichen Tugenden ist die Kraft und der Wille, sich zu opfern, sein Ich hintanzusetzen, wenn Pflicht, wenn Liebe es gebietet ... Lebe wohl, mein lieber Karl, und

halte mich immer so lieb, wie Du sagst, doch mache mich mit Deinen Schmeicheleien nicht rot.“ Am Jahresende: „Ich will und muss Dir sagen, dass Du Deinen Eltern vielen Verdruß gemacht und wenig oder keine Freude.“ Die letzten Zeilen des todkranken Mannes an seinen ältesten Sohn: „Ich bin erschöpft, lieber Karl, und muss schließen.“

Das Porträt, das uns die Briefe skizzieren, zeigt mit den Worten des Vaters einen „zerrissenen“, von „Dämonen“ beherrschten Menschen, der in seine eigenen finsternen Gedanken eingesponnen lebt, der Welt, auch der eigenen Familie „entfremdet“.

Statt das Glas zu erheben, hat sich vor 59 Jahren die SPD mit dem Godesberger Programm diskret von ihrem „großen Führer“ verabschiedet. □

Ein verfälschtes Geschichtsbild in den Medien

*Brief an den Bayerischen Rundfunk/
Zu Bayern 2 – Tagesgespräch am 30.1.2018*

In dieser Sendung des BR hat ein früher Übersiedler aus der ehemaligen DDR die Gründung der Bundesrepublik Deutschland als Werk von Faschisten bezeichnet. „Das waren Faschisten!“ Da hätte ich von Ihrem Moderator und von der Direktorin der KZ-Gedenkstätte Dachau – Frau Dr. Gabriele Hammermann – erwartet, dass sie diesen Originalton des längst untergegangenen KGB zurückweisen. Das haben sie aber nicht getan. Das war ein Versagen. Frau Dr. Hammermann sprach auch von einem „langen Beschweigen der NS-Geschichte in den 50er und 60er Jahren“.

Sie selbst schreiben „zumindest was die 1950er Jahre angeht, teilen zahlreiche Historiker diese Ansicht“. Tatsächlich äußern viele Journalisten und Zeithistoriker diese falsche Meinung. – Diese Realitätsverweigerung ist unglaublich! Trauen sie sich aus Angst vor der political correctness nicht, die Wahrheit zuzugeben? Auch Sie Herr Wagner bestreiten also, dass die ersten drei Landtagspräsidenten nach dem Krieg Studiendirektor Georg Stang (CSU), Dr. Michael Horlacher (CSU) und Dr. Alois Hundhammer (CSU) KZ-Häftlinge in Dachau waren? Auch

der erste Ministerpräsident Dr. Fritz Schäffer und der CSU-Vorsitzende Dr. Josef Müller sollen wohl keine KZ-Häftlinge gewesen sein. Und noch schlimmer: Sie sollen in der öffentlichen Diskussion keine Rolle gespielt haben? Denn eine öffentliche Diskussion über den NS soll es ja damals nicht gegeben haben. Dabei waren die Zeitungen jeden Tag voll von ihren Äußerungen. Auch Dr. Wilhelm Hoegner (SPD), der zweite Ministerpräsident und Vater der neuen Verfassung, hat als Verfolgter nichts „beschwiegen“. Wählen und gewählt werden durfte bei den ersten Landtagswahlen 1946 nur, wer nicht „NS-belastet“ war. Auch die zahlreichen Wiedergutmachungsprozesse füllten jeden Tag die Presse-Spalten. Von „Beschweigen“ kann doch gar keine Rede sein. Der Entwurf zur bayerischen Verfassung wurde in der Öffentlichkeit lange und ausführlich diskutiert. Ebenso vier Jahre später das Grundgesetz. Das waren grundsätzliche und bewusste Gegenentwürfe zum Nationalsozialismus. Zum Schweigen war keine Zeit, obschon wir nebenbei sehr mühsam für Unterkunft und Verpflegung sorgen mussten. Die Mehrheit musste damals in Ruinen hungern und frieren. Ich habe

selbst noch 1953 ein Loch in der Außenwand meines Untermieterzimmers mit Zeitungspapier verstopft. Trotz dieser heute unvorstellbaren Not wurde der Nationalsozialismus so gut es ging aufgearbeitet. In den anderen Bundesländern und im Bund war die Situation ähnlich. Auch die Repräsentanten der Bundespolitik Konrad Adenauer (CDU), Dr. Kurt Schuhmacher (SPD) und Dr. Thomas Dehler (FDP) sollen plötzlich keine politisch Verfolgten mehr gewesen sein. Die Repräsentanten des Staates waren doch nachweislich politisch Verfolgte. Sie haben sofort nach Kriegsende „Angesichts des Trümmerfeldes, zu dem eine Staats- und Gesellschaftsordnung ohne Gott und ohne Gewissen ... geführt hat“ (Präambel) eine neue Verfassung erarbeitet und im Volk für Zustimmung geworben. Wie kommen Sie dazu, dies alles nicht wahrhaben zu wollen? Ein Blick in ein Zeitungsarchiv würde Ihnen zeigen, wie engagiert und ausführlich die neuen Verfassungen der Länder und des Bundes in der Öffentlichkeit diskutiert wurden.

Sie schreiben, dass Eugen Kogons Buch „Der SS-Staat“ eine Ausnahme gewesen sei. Ich meine dagegen, dass die Veröffentlichungen zum Natio-

„Die Lagerstraße im KZ Dachau“



nalsozialismus damals so zahlreich waren, dass sie kaum überschaubar sind. Ich habe das auch in meinem Buch „Helden und Heilige in Diktaturen“ dargelegt. Die Bücher der ehemaligen KZ-Häftlinge wie von Weihbischof Dr. Johannes Neuhäusler (u.a. „Kreuz und Hakenkreuz“) und seiner zahlreichen Leidensgenossen im KZ füllten damals Tageszeitungen und Kirchenzeitungen und Sonntagspredigten. Siehe auch die Berichte und Dokumentationen von Pfarrer und KZ-Häftling Eugen Weiler, von Pater Johann Lenz und von Lagerdekan Georg Schelling. Auch die Errichtung des Sühneklosters am Rande des KZ in Dachau war eine öffentliche Angelegenheit. Und erst die Neuerscheinungen in der Literatur! Noch in den fünfziger Jahren erreichte „Das Tagebuch der Anne Frank“ eine Auflage von 750000. Die Schriften von Franz Kafka wurden damals als verblüffende Vorausdeutung des Nationalsozialismus verstanden. Ernst Wiechert war damals der meistgelesene Autor. In seinem Roman „Der Totenwald“ erzählt er vom KZ Buchenwald. Anna Seghers „Das siebte Kreuz“ erzählt vom KZ Westhofen. „Die Todesfuge“ von Paul Celan las man in fast allen Schulen. Das Drama „Biedermann und die Brandstifter“ von Max Frisch wurde auf vielen Bühnen gespielt. Auch Werner Bergengruen ist hier zu nennen. Nein, Eugen Kogons Buch war keine Ausnahme! Das Jahr 1979 war wirklich nicht der Wendepunkt in der Erinnerungskultur, wie Sie schreiben. Das war schon das Jahr 1945! Richtig ist, dass die Alliierten gezielt nach unbelasteten Leuten suchten. Richtig ist aber auch, dass sie vorzugsweise Leute linker Provenienz auswählten



Dr. Alois Hundhammer war im März 1933 der letzte Abgeordnete, der von der SA aus dem Bayerischen Landtag vertrieben wurde. Er wurde dann bald im KZ Dachau eingesperrt. Als er 1946 Kultusminister geworden war, begannen die Gründungsgespräche zur Errichtung des Instituts für Zeitgeschichte. Später war er Präsident des Bayerischen Landtags.



Der spätere CSU-Vorsitzende Dr. Josef Müller war in den ersten Kriegsjahren der geheime Verbindungsmann der deutschen Militäropposition zur britischen Regierung. Nach seiner Enttarnung wurde er verhaftet und in den KZs Flossenbürg und Dachau eingesperrt. 1945 wurde er noch kurz vor der Hinrichtung befreit.

und bürgerliche Anwärtler auf Ämter nur zögerlich wahrnahmen.

Erst vor wenigen Tagen – am 5. oder 6. März 2018 sagte eine Journalistin um 18:15 Uhr im BR II: „Wir haben in den 80er Jahren die Aufarbeitung des Nationalsozialismus erkämpfen müssen.“ Diese Frau glaubt ihre Unwahrheiten, die sie in die Welt hinausposaunt, selbst. Richtig ist dagegen, dass die Archive in Osteuropa bis 1989 unter kommunistischer Herrschaft standen. Und damit nicht zugänglich waren, was die Forschung natürlich sehr behinderte.

Ihre Anmerkung zur Gründung des Instituts für Zeitgeschichte muss ich ebenfalls korrigieren. Es gibt nämlich kein genaues Gründungsdatum. Die Gründung war ein langsamer Prozess und begann bereits 1946, als ein ehemaliger KZ-Insasse Kultusminister geworden war. Das war Dr. Alois Hundhammer. Das ist es, was heute „beschwiegen“ wird. Ebenso die Tatsache, dass 2756 Priester in Dachau waren. Die Schwierigkeiten bei der Gründung des IfZ waren konzeptioneller, personeller und finanzieller Art, wie sie nach einer Katastrophe wie 1945 nicht anders zu erwarten waren. An eine Mitwirkung des Bundes – wie Sie schreiben – war damals zunächst nicht zu denken, weil es noch keinen Bund gab. Dr. Theodor Heuss hat sich noch als Privatmann in die Gründungsgespräche eingebracht.

Es bleibt für mich ein Rätsel, wie heute intelligente Menschen die Fakten von 1945 bis Ende der fünfziger Jahre so leugnen können. Unkenntnis kann nicht die Ursache sein. Oder wollen Sie mit Ihrem Vorwurf des „Beschweigens“ Ihr eigenes Bestreiten der Realität zudecken?

*Mit freundlichen Grüßen
Eduard Werner*

„US-Soldaten entdecken bei der Befreiung des KZ-Dachau einen Zug mit verhungerten KZ-Häftlingen aus Buchenwald.“



Die Bestattungskultur stirbt in Urnen

Sie hieß Gabi. An ihrem 18. Geburtstag kamen ihre Eltern, um sie zu besuchen und mit ihr zu feiern. Und sie hatten ein wunderschönes Geschenk dabei, das Gabi ihren Freundinnen stolz präsentierte. Es war ein Diamantring, der an der Hand seiner glücklichen Besitzerin glänzte.

Natürlich ging die Familie auch noch zum Essen. Man saß lange zu-

sammen, plauderte, freute sich über den schönen ganz besonderen Tag. Gabi sollte ihn nie vergessen. Als sie dann in den Waschraum ging, legte sie den Ring kurz am Beckenrand ab, vergaß ihn für ein paar Momente und als ihr siedend heiß einfiel, dass sie ihn vorsichtshalber abgenommen hatte, war er für immer verschwunden. Er hatte in ganz kurzer Zeit neue Liebhaber gefunden. Vielleicht ist er nun seit langem an der Hand einer

Diebin unterwegs, vielleicht wurde er verkauft, vielleicht liegt er in irgendeinem Schmuckkästchen oder einem Safe.

Als ich vor etwa einem Jahr mit einem Bestatter sprechen musste, hing an der Wand in seinem Büro zwischen Urnen und Grableuchten auch ein Plakat, das Werbung für Diamanten aus der Asche Verstorbener macht. Damit könne man – über den Tod hinaus – den lieben Verstorbenen immer bei sich haben; dieser Diamant sei ein wunderbares Andenken, wertvoll und einmalig. So in etwa wurde dafür geworben aus der Asche der Toten noch etwas Nachhaltiges und Schönes zu machen. Übrigens durchaus nicht preiswert, auch wenn der Kunde die Zutaten via Urne selbst beisteuert.

Bis dahin war mir der Bestatter als solider, angenehmer und religiöser Zeitgenosse erschienen. Die Frage, warum er so etwas anbiete, bekam die Antwort, die heute gängig ist: Die Kunden möchten das.

Abgesehen von der etwas gruselige Frage, ob Kunde in diesem Fall der Tote ist – um dessen Asche, Würde und Totenruhe es geht – oder seine Erben, hat die Erinnerung an Gabi unfreiwillig in meinem Kopf Szenen entstehen lassen, die auch ziemlich unerfreulich sind: Was zum Beispiel wenn ein zu Lebzeiten gar nicht so geliebter Mensch nun – quasi zur Strafe – an der Hand einer Erbin durch deren Alltag mitgehen muss? Was, wenn die irdischen Reste einer frommen Frau, deren Seele längst im Himmel ist, nun an der Hand einer Bordsteinschwalbe auf das gebührende Angebot eines Freiers warten müssen? Hätte sich die arme Seele, die ja auch mit ihrem zum Diamanten verwandelten Leib auferstehen



will, nicht gewünscht, sie wäre am ersten Tag ihres zu Schmuck gewordenen Körpers gleich und für immer verloren gegangen?

Es geht in unserer Zeit allerdings viel zu viel verloren. Es geht eine jahrhundertelange Bestattungskultur verloren, die die Toten nicht mehr berühren wird, aber das Leben der Lebenden völlig verändert. Zu viele Menschen sterben in Heimen und Krankenhäusern ohne den Trost einer liebevollen Hand. Zu viele sterben ohne die zärtliche Berührung Gottes in der Krankensalbung.

Die Idee, dass man nach dem Tod niemandem zur Last fallen wolle, führt zu Bestattungen unter Bäumen in Friedewäldern, und die Überzeugung, dass der Hund besser als der Mensch sei, hat inzwischen dazu geführt, dass man sich in manchen Gemeinden in einem Grab mit Waldi und Co beerdigen lassen kann. Und während die Zahl der anonymen Bestattungen zunimmt, kann man auf Tierfriedhöfen die Grabsteine geliebter Vierbeiner bewundern, denen

so ein ehrendes Andenken bewahrt wird. Traurige Zeugnisse großer Einsamkeit oder fehlgeleiteter Liebe.

Ganz anders die schönen alten Friedhöfe mit ihrer Vielfalt an beeindruckenden Kreuzen, Statuen und Grabsteinen, die von unzerstörbarer Hoffnung sprechen. Im Aschaffener Altstadtfriedhof findet man gleich neben dem Haupteingang das Grab des Dichters Clemens von Brentano. Dicht dabei, auf der linken Seite, sind viele Maria-Ward-Schwester beerdigt, die Generationen von Mädchen unterrichtet haben. Auf den Grabkreuzen der Priester kann man ein wenig Geschichte unserer Pfarreien nachlesen und natürlich wird man beim Gang über den stillen Friedhof mit seinen Bäumen, dem Vogelgezwitscher und dem vorbeihuschenden Eichhörnchen auch an viele Bekannte erinnert: An den Zahnarzt, der in nicht allzu guter Erinnerung blieb – Friede seiner Seele. An die Schullektorin, der nicht der zerbrochene Schlüssel, sondern der Genitiv in der Beschreibung der Untat wichtig war. An den Lehrer, der so gut Werbesprüche ad absurdum füh-

ren konnte – „exquisit und delikates, jeder frisst mein Schokolad“. An den Professor in der Klinik und den Regenschirmlieferanten, den Lederwarenfabrikanten, der sich erschossen hat – Friede auch seiner Seele –, den liebenswerten Diakon.

Friedhöfe – der Name sagt es schon – sind Orte des inneren Friedens, des liebevollen Gedenkens an jene, die uns vorausgegangen sind und die wir bei Gott hoffentlich wiedersehen werden. Sie sind die irdischen Warteräume auf die Vollendung des Lebens.

Jesus wurde nach den Qualen des Karfreitags in ein Grab gelegt, das ein Bewunderer seiner Lehre für sich selbst angelegt hatte. Dann schenkte er es dem Toten.

Tag für Tag kommen nun seit Jahrhunderten ungezählte Menschen in Jerusalem zu dieser Stelle – weil Jesus aus dem Grab auferstanden ist und weil der Tod nie das Ende ist.

Die Gräber der Friedhöfe dieser Welt erinnern daran. □

Forum Deutscher Katholiken



**18. Kongress: „Freude am Glauben
20. - 22. Juli 2018
Kongresszentrum
Esperanto, Fulda**

www.forum-deutscher-katholiken.de

Wie weit kann Gemeinsamkeit gehen?

In einer globalisierten Welt müssen alle Menschen „guten Willens“ zusammenarbeiten, wenn der Friede, die menschliche Würde, die Bewahrung der Schöpfung, kurz Anliegen, die alle betreffen, auf dem Spiel stehen.

Wer den Menschen nicht nur als biologisches Wesen sieht, das geboren wird, lebt und einmal stirbt, sondern ihm Transzendenz und eine unsterbliche Seele zuspricht, ist Gesprächspartner, weil er an einen Schöpfergott und eine unsterbliche Seele glaubt.

Christen, die dem gemeinsamen Missionsauftrag „geht hin und macht alle zu meinen Jüngern“ verpflichtet sind, sind Brüder, auch wenn sie in getrennten Konfessionen leben. Die Bitte Jesu an den Vater „auf dass alle eins seien“, sollte ihnen aber stets Stachel im Fleisch sein.

In der Realität bestehen wesentliche Unterschiede zwischen Christen verschiedener Konfessionen, z.B. im sakramentalen Verständnis und in der Stellung der Gottesmutter Maria im Heilsplan Gottes. Es sind Unterschiede, die man nicht überspringen kann, z.B. in einem gemeinsamen Reli-Unterricht, wie wir ihn jetzt in den Diözesen Nordrheinwestfalens, außer in der Erzdiözese Köln – haben. Ein solcher Unterricht stiftet Verwirrung, die schließlich in Gleichgültigkeit gegenüber der Religion enden kann.

Die Spaltung der Christen in Westeuropa ist das Ergebnis der protestantischen Revolution zum Beginn des 16. Jahrhunderts. Missstände in der Kirche, die Anlass zur Trennung waren, dürfen nicht unter den Teppich gekehrt werden. Die damaligen Reformer in der Kirche zeigen ein Verhalten, das auch für unsere Zeit gültige Maßstäbe setzt. Ein überzeugendes Beispiel liefert Peter Canisius, der zweite Apostel der Deutschen. Er geißelte scharf die Haltung eines großen Teils des verweltlichten Klerus und auch der Bischöfe in Deutschland. Er unterschied aber stets zwischen einem „bewussten und schuldhaften Abfall von der Kirche und einem bloß tatsächlichen und deshalb schuldlosen Getrenntsein von ihr“. Das war in der damaligen Zeit der scharfen Kontroversen kei-

Auf dem Prüfstand

ne selbstverständliche Frage. Petrus Canisius wäre in seinem Reformeifer aber nie auf den Gedanken gekommen, an der Lehre der Kirche z.B. an der Sakramentenlehre der Kirche Abstriche vorzunehmen, um Protestanten auf seine Seite herüber zu ziehen. Wie alle Reformer in der Kirche war Petrus Canisius auch ein großer Marienverehrer.

Für die religiöse Situation der Kirche in Deutschland ist u.a. der Mangel an Begeisterung für die befreiende Botschaft Jesu typisch. Besonders erschreckend und beispiellos ist, dass sich viele von der Kirche abwenden und leben, „als ob es Gott nicht gäbe“ (Joh. Paul II.)

Die Augsburger „Mehrkonferenz“ hat einen fulminanten Gegenakzent gesetzt. Das Augsburger Treffen von rund 11.000 Menschen zeigt, dass auch in unserer Zeit religiöse Begeisterung geweckt werden kann. Die Grundausrichtung der verabschiedeten zehn Thesen steht mit der Forderung nach Neuevangelisierung diametral gegen die Verwaltung des Niedergangs, der sich in den etablierten Kirchen breit gemacht hat. Die „Mehrkonferenz“ gab das richtige Fanal, das auch vom „Forum Deutscher Katholiken“ begrüßt wurde.

Die Frage ist aber, wie geht es nach dem Augsburger Treffen konkret mit der Neuevangelisierung weiter? Was kann gemeinsam gemacht werden – rund 40% waren Evangelikale und 60% Katholiken – und wo endet die Gemeinsamkeit.

Das Missionsmanifest, in dem die zehn Thesen für das „come back der Kirche“ beschrieben wird, gibt es auch als Buch. Es ist keine Beckmesserei, hat nichts mit „klerikalem Neid“ zu tun, wenn einer, der

auf der Mehrkonferenz war und die Grundausrichtung der zehn Thesen befürwortet, nämlich Pfarrer Erich Maria Fink, einige nachdenkswerte Anmerkungen beibringt. Er sagt zunächst, dass die charismatische Initiative von Augsburg von Anfang an ökumenisch ausgerichtet war. Fink stellt aber auch fest: „Es wundert mich doch ein wenig, dass beispielsweise die Gottesmutter nicht nur nichts in den zehn Thesen ..., sondern auch im ganzen Buch kein einziges Mal erwähnt wird. Ähnliches gilt von der sakramentalen Prägung der Kirche, wie wir sie verstehen und leben ... ich kann das Kerygma, also die Grundbotschaft der Freikirchen, ohne Abstriche anerkennen, doch sind es wesentliche Teile der Offenbarung, die ihnen fehlen ... wir müssen wirklich ernst nehmen, dass es einem Jünger Christi darum gehen muss, Jesus Christus immer vollkommener kennenzulernen, sein Geheimnis immer tiefer zu ergründen, seinen Willen ganz zu entdecken. Und da kommen wir weder am sakramentalen Verständnis der Kirche noch an der mütterlichen Aufgabe der Gottesmutter für die Mission vorbei. ... Maria ist von Gott erwählt worden, der Welt den Erlöser zu bringen ... deshalb ist Maria der Stern der Neuen Evangelisierung, wie es die letzten Päpste, Paul VI., Johannes Paul II., Benedikt XVI. und Franziskus immer wieder ausdrücklich betont haben. Eine Mission, die zur Erneuerung des Glaubens an Jesus Christus, zum neuen Aufblühen des sakramentalen Lebens, der Begegnung mit dem Erlöser in Beichte und Eucharistie, führen will, braucht Maria. Ohne die Gottesmutter wird es nicht gelingen, unsere Pfarreien mit neuem Leben zu erfüllen ... Maria und Kirche sind letztlich nicht voneinander zu trennen. ... den Christen, die sich auf die Heilige Schrift berufen, aber Maria und die Kirche ablehnen, haftet meist ein fundamentalistischer Zug an. ... wir brauchen einen missionarischen Aufruf. Aber wir brauchen eine katholische Mission.“ (*Qu.: Kirche heute, Feb-März 2018, S. 10-12*).

„Katholisch“ heißt das Ganze umfassend. Die „Mehrkonferenz“ schafft Aufbruchsstimmung. Für die Neuevangelisierung in katholischem Sinne muss noch Wesentliches dazukommen!

Hubert Gindert

Die hartnäckige, aber durchsichtige Strategie der Kirchenveränderer

Was haben die Leitung einer Pfarrgemeinde durch Laien oder die Zulassung geschiedener Wiederverheirateter zur Kommunion mit der Verwaltung diözesaner Gelder zu tun? Nichts!

Es ist nur der durchsichtige und hartnäckig verfolgte Versuch, jedes kirchliche Problem mit den Zielen der Kirchenveränderer zu verbinden, um die Kirche endlich dort hin zu bringen, wo man sie schon lange haben möchte, nämlich auf den Pfad des Relativismus. Zu diesem Zweck werden die finanziellen Probleme in den Diözesen Eichstätt, Freiburg und Hamburg instrumentalisiert. Alois Knoller von der Augsburger Allgemeinen Zeitung überschreibt seinen Beitrag (22.2.18) mit „Auch für die katholischen Bischöfe endet die Zeit der Alleinherrschaft“. Der Untertitel lautet: „Der Eichstätter Finanzskandal hat der Bischofskonferenz in Ingolstadt ein Thema aufgedrängt, das einen tiefgreifenden Wandel im Führungsstil verlangt.“

Hier werden die o.a. Ziele wie „Leitung von Pfarrgemeinden durch Laien“, „Kommunion für geschiedene Wiederverheiratete“ wieder aufgeköcht und die Basis, „die sich nach Reformen sehnt“, bemüht. Tatsächlich sehnen sich allenfalls bezahlte Kirchenfunktionäre nach mehr Demokratie in der Kirche. Nicht bezahlte Mitarbeiter, wie z.B. die Pfarrgemeinderäte, werden mit der Lupe gesucht und gedrängt, sich doch für die Mitarbeit zur Verfügung zu stellen.

Im Übrigen ist der Redakteur Alois Knoller nicht gut informiert, was seine Behauptung im gleichen Artikel betrifft, wo es heißt: „Vereinzelt wagen Bischöfe einen mutigen Vorstoß wie etwa der Münchner Kardinal Reinhard Marx in der Frage der Segnung von homosexuellen Paaren.“ Denn Kardinal Marx war schon vor Erscheinen dieses Artikels heftig zurückgerudert. Er dementierte (Tagespost 22. Februar 18, S. 12): „Von Segnung homosexueller Paare öffentlich habe ich überhaupt nicht gesprochen“. Es gehe vielmehr „um die Begleitung von Homosexuellen, die Christen sein wollen und die für

ihr Leben auch Zuspruch suchen“.

Der Durchbruch im Sinne des Relativismus gelingt nicht, wenn wir uns vor Augen führen, was Kardinal Ratzinger am 18. April 2005 dazu geäußert hat: „Einen klaren Glauben nach dem Credo der Kirche zu haben, wird oft als Fundamentalismus abgestempelt, wohingegen der Relativismus, das sich ‚vom Windstoß irgendeiner Lehrmeinung Hin- und Hertreiben-Lassen‘, als die heutzutage einzige zeitgemäße Haltung erscheint. Es entsteht eine Diktatur des Relativismus, die nichts als endgültig anerkennt und als letztes Maß nur das eigene Ich und seine Gelüste gelten lässt.“ Auch die Ziele der Kirchenveränderer lassen sich m.E. alle auf „die Idee zurückführen, dass es keine unbestreitbaren Wahrheiten gibt, die unser Leben lenken, und deshalb der menschlichen Freiheit keine Grenzen gesetzt sind“ (Benedikt XVI. Enzyklika „Laudato Si“, Ziff 6).

Hubert Gindert

„Mögen täten wir schon wollen, aber dürfen haben wir uns nicht getraut“ Karl Valentin

Die Bayerische Staatsregierung will doch nicht vor dem BVerfG gegen die vom Bundestag beschlossene „Ehe für alle klagen“, wie die Augsburger Allgemeine Zeitung (AZ) unter „Ehe für alle – es bleibt dabei“ (7.3.2018) schreibt.

„Die wesentliche Frage war die nach der Auslegung der Ehe“ erklärte der Augsburger Juraprofessor Ferdinand Wollenschläger, der neben der Göttinger Juristin Professor Dagmar Coester-Waltjen ein Gutachten für die Staatsregierung verfasste. Die Ehe sei im GG nicht genau definiert. Richtig. Art. 6, Abs. 1 GG lautet: „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung.“

Nun gibt es Juristen, wie der ehemalige Präsident des Bundesverfassungsgerichts Hans-Jürgen Papier oder der Rostocker Rechtsprofessor Jörg Benedict, die das anders sehen. Ehe wurde auch deswegen nicht als Gemeinschaft von Mann und Frau in der Verfassung definiert, weil es für die Verfassungsväter so selbstverständlich war, dass sich eine Definition erübrigte. Denn das war bis dahin nicht nur für den jüdisch-christlichen Kulturkreis eine pure Selbstverständ-

lichkeit, sondern auch für die heidnische Antike mit Athen und Rom als Zentren.

Wollenschläger weiter:

„Die zunehmende rechtliche und auch gesellschaftlicher Anerkennung gleichgeschlechtliche Partnerschaften haben die Bedeutung des historischen und tradierten Eheverständnisses für die Verfassungsinterpretation relativiert.“ Das heißt offensichtlich, dass es keine sicheren Wahrheiten mehr gibt, weil sich Meinungen ändern können. Das kann dann aber auch für sog. Grundrechts- und Verfassungsprinzipien gelten, die nach bisheriger Auffassung durch keine Mehrheit verändert werden können.

Der Bayerische Justizminister Bausback meint mit Blick auf das Ausland, „in vielen westeuropäischen Staaten sowie in Nord- und Südamerika sei die „Ehe für alle“ eingeführt worden, ohne dass dies auch nur in einem dieser Länder als verfassungswidrig bewertet worden sei. Darunter seien auch stark katholisch geprägte Länder wie Portugal oder Spanien“. Dies ist keine Begründung. Wenn bei einer Fehlentwicklung noch nicht geklagt wurde, sagt das nichts aus, ob ein solcher Schritt richtig oder falsch war. Und wenn das auch für katholische Länder zutrifft, so heißt das nicht, dass die Kirche die „Ehe für alle“ als natur- und schöpfungskonform und im Einklang mit ihrer Lehre sieht.

Die Feststellung der Gutachter, wonach die Einführung der „Ehe für alle“ zu keiner „weiteren Aufweichung des Ehebegriffes“ führe, ist ein semantischer Trick zur Beruhigung der Gemüter. „Durch die gleichgeschlechtliche Ehe wird der Begriff der Ehe nicht beliebig“, so Bausback, weil sie auch auf Dauer angelegt und eine Zweierbeziehung sei.

Der angegebene Grund für den nicht beschrittenen Weg einer Klage am BVerfG, der vielleicht manchen überzeugt, ist der, welcher in der Vorlage zur Kabinettsitzung der Bayerischen Staatsregierung erwähnt wird, nämlich, „dass das Gericht eine Klage zum Anlass nehmen könnte, eine Verpflichtung des Gesetzgebers zur Einführung der Ehe für alle festzuschreiben. Dann sei dem Gesetzgeber eine Korrektur der Öffnung der Ehe definitiv nicht mehr möglich. Ein passendes Feigenblatt sich vor einer Klage zu drücken“.

Hubert Gindert

Die Berichterstattung über den Finanzskandal im Bistum Eichstätt verwirrt viele Gläubige.

Wallfahrtsdirektor, Geistl. Rat Erwin Reichart schrieb Leserbriefe an die Tageszeitung, die aber leider nicht veröffentlicht wurden. Hier nun der letzte Leserbrief in erweiterter Form zum Artikel „Auch für die katholischen Bischöfe endet die Zeit der Alleinherrschaft“ Seite 2 in der AZ vom 22. Februar.

Weltfremd

Schon die Überschrift „Auch für die katholischen Bischöfe endet die Zeit der Alleinherrschaft“ ist völlig weltfremd. Unter dem Druck des Zeitgeistes haben leider nicht wenige Bischöfe seit Jahrzehnten ihre Autorität längst abgegeben oder abgeben müssen. Wenn heute ein Bischof sein Amt übernimmt, muss er damit rechnen, dass inzwischen alle möglichen Leute regieren nur nicht er selbst. Nicht selten müssen Bischöfe heute jahrelang darum kämpfen, einigermaßen Boden unter den Füßen zu bekommen. Hinzu kommt, dass diese Kreise nicht selten in den Medien mächtige Verbündete haben. Es ist schier unglaublich, wie vielen Räten ein Bischof heute folgen soll: z. B. der Ordinariatskonferenz, der Hauptabteilungsleiterkonferenz, der Personalkommission, der Dekanekonferenz, dem Domkapitel, dem Priesterrat, dem Diözesanrat und so weiter. Solange diese alle dem Bischof

im Sinne der Kirche zuarbeiten, wäre das ja noch nicht schlecht. Aber nicht umsonst hat der Eichstätter Bischof öffentlich erklärt, dass seine Bemühungen, das Finanzsystem zu reformieren, in diesem Betrieb auf erheblichen Widerstand gestoßen sind. Außerdem muss man bedenken, dass es seit Jahrzehnten in der Kirche total verpönt war und ist, Autorität auszuüben, zu kontrollieren oder gar zu strafen. Ein guter Bischof tut so was nicht, ruft der Zeitgeist bis heute.

Was sind die Lehren aus dem Finanzskandal?

1. Ein Bischof braucht natürlich echte Fachleute um sich, aber diese müssen tief gläubig und damit absolut ehrlich sein.

2. Ein Bischof braucht gute Ratgeber, aber diese müssen drastisch reduziert werden und müssen wiederum von tiefem Glauben an Jesus Christus und seine Kirche beseelt sein.

3. Die vom Kirchenrecht vorgeschriebene Autorität des Bischofs muss wieder hergestellt werden.

4. Es fehlen auf allen Ebenen echt christlich eingestellte Laien für Führungspositionen!

Woher soll ein Bischof solch gute Mitarbeiter nehmen?

Wir brauchen katholische Privatschulen, in denen für die Zukunft eine christliche Elite herangebildet wird.

Leserbrief zu „Hat die deutsche Ortskirche mit ‚weiter so‘ eine Zukunft?“

Einen Kernsatz, der die Ursache der heutigen Glaubenskrise auf einen Punkt bringt, findet sich m.E. in dem Zitat des BDKJ-Bundespräses Pfarrer Dirk Binger: „Bei uns geht es sehr stark darum, dass es zunächst einmal Räume gibt, wo junge Menschen den Glauben lernen können.“ Denn genau diese Räume gibt es heute kaum noch.

Noch in den 1950er Jahren wurde bereits im Vorschulalter im Elternhaus durch das Lernen der täglichen Gebete die erste Grundlage für den Glauben gebildet. In der dann folgenden katholischen Volksschule gab es die „religiöse Grundausbildung“. Die Jungen wurden dann überwiegend Ministranten. Die Beziehung zwischen der Bekenntnisschule und der Kirche führte die Jugend durch das Kirchenjahr. So wurde letztlich dadurch eine „religiöse Vollausbildung“ erreicht.

Aber dieser Dreierbund aus Elternhaus, Bekenntnisschule und Kirche, ist heute weitgehend auseinandergebrochen – mit den jetzt sichtbaren Folgen. Mit der Aufgabe der katholischen Bekenntnisschulen wurde das wohl wichtigste Kettenglied zerstört. Und dieses Unheil geht auch in jüngster Zeit ungebremst weiter, denn aktuell will das Bistum Hamburg einen großen Teil der dort noch existierenden Schulen gegen den Widerstand der Eltern schließen. *Helmut J. Herde, 26316 Varel*

Titelbildbeschreibung



Das Titelbild ist aus dem Missale und Brevier von Ferdinand dem Katholischen (1452-1516) entnommen. Er und seine Frau Isabella (1451-1504) sorgten für die Rückeroberung und Einigung Spaniens. Hier ist die Zierseite von Ostersonntag zu sehen. Der Text ist der Beginn der Matutin dieses Tages. Das Hauptbild zeigt Jesus mit der Siegesfahne vor einem Sarkophag, aus dem er auferstanden ist. Verzierte Marmorsärge, hier mit

Akanthus, sind typisch für Bestattungen in römischer Zeit. Der Sarkophag erinnert daran, dass Christus unter römischer Herrschaft Judäas starb und mit Zustimmung des Römers Pontius Pilatus bestattet wurde (Mt 27, 58). Um den Sarg lagern sechs schlafende Soldaten (Mt 27, 65). Im Hintergrund rechts sitzt ein ebenfalls noch schlafender Jüngling in sinnierender Haltung. Es könnte Johannes Ev. sein. Dieser war schon beim Verhör von Jesus bei Kaiphas dabei (Joh 18, 18) und stand auch unter dem Kreuze (Joh 19,26). Die Auferstehung hat er jedoch verschlafen und wird erst von Maria Magdalena darüber informiert (Joh 20, 2). Der Ostermorgen findet in einer Gebirgslandschaft vor den Toren Jerusalems, die links zu sehen sind, statt. Das neue Leben, welches mit Ostern anbricht, zeigt sich in der Vegetation. Es gibt zwar noch kahle Bäume, die meisten Büsche und Sträucher stehen jedoch schon in sattem Grün. Bei den Nebenszenen sind der Judaskuss (Mt 26, 48), die Begegnung des Auferstan-

denen mit Maria Magdalena, (Joh 20, 11 – 18), Petrus und Johannes am leeren Grab (Joh 20, 3 – 10) und Jesus und die Emausjünger (Lk 24, 13 – 35) erkennbar. Nicht biblisch ist die Darstellung in der Mitte rechts. Dort begegnet der Auferstandene seiner Mutter. Diese Legende wurde besonders von den Franziskanern gepflegt und Papst Johannes Paul II. hielt es für undenkbar, dass Christus nach seiner Auferstehung nicht seine Mutter traf (Audienz vom 21. 5. 1997). Diese Begegnung gehört auch zu den „Sieben Freuden Mariens“.

Die Personen sind hier schon recht natürlich wiedergegeben. Ihre Positionierung ist jedoch noch schematisch. Die Soldaten reihen sich nebeneinander auf. Es gibt keine Hintereinanderstaffelung und keine Überschneidungen der Soldaten. Auch die Landschaft steht noch zwischen Stilisierung und Naturalismus. Das Bild lässt sich an den Beginn des 16. Jahrhunderts datieren. *Alois Epplé*

Veranstaltungen

OSTERAKADEMIE KEVELAER 04.-07. April 2018

„... allzeit bereit gegen jeden, der Rechenschaft fordert über eure Hoffnung“ (1Petr 3,15) **Glaube ohne Rechtfertigung ist tot**
Tagungsort: Priesterhaus Kevelaer (Vorträge im Petrus-Canisius-Haus)

Veranstalter und Anmeldung: Kardinal-von-Galen-Kreis e.V., (im Forum Deutscher Katholiken), Postfach 1103, 48692 Stadtlohn, Fax: 02563/905269, www.kvkg@kvkg.de

Fachtagung zur „Woche für das Leben“ Samstag, 14.04.2018 Kinder – nur noch qualitätsgeprüft?

Rokoko-Saal im Kurfürstlichen Palais Trier Willy-Brandt-Platz 3 · 54290 Trier

- Überleben trotz Pränataldiagnostik? Vom vorgeburtlichen Hürdenlauf des modernen Kindes; Prof. Dr. med. Axel W. Bauer, Medizinethiker (Heidelberg)
- Abschied vom Embryonenschutz? Die schöne neue Welt der Fortpflanzungsmedizin; Rainer Beckmann, Richter (Würzburg)
- Tragfähige Entscheidungen für zwei Leben – Praxis der Fachberatung im Kontext pränataler Diagnostik; Prof. Dr. med. Ursula Rieke (Katharina-Kasper-Stiftung)

Bundesverband Lebensrecht e. V. (BVL) Fehrbelliner Straße 99 · 10119 Berlin; Tel. (030) 644 940 39 · Fax (030) 440 588 67; Anmeldung: per Mail an berlin@bv-lebensrecht.de oder www.bv-lebensrecht.de/fachtagung

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Aktionsgemeinschaft von Katholiken in der Erzdiözese München-Freising e.V.

24. April 2018 · 19:00 Uhr · Hansa Haus, Briennerstr. 39, 80333 München · Prof. Dr. Hubert Gindert: Hat die deutsche Ortskirche mit „weiter so“ eine Zukunft? · Eintritt frei! Spende erbeten
Hinweise: Tel.: 089-60 57 32
Hans.Schwanzl@t-online.de

Wir bitten Sie
herzlich um
Spenden für

DER
FELS

Katholisches Wort in die Zeit

www.der-fels.de

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im April 2018

Verantwortliche in der Wirtschaft

Die Weltwirtschaft möge sich dahingehend wandeln, dass es strukturell keine Benachteiligten mehr gibt.

Fotos und Quellennachweise:

Fotos: 99, 103 (li) R. Gindert 100 Evangeliar f.d. Hochfeste d. Kirchenjahres, Faksimile, Verlag St. Ottilien, S. 42; 101, 111, 118 (li/re), 121 (li) wikimedia free; 102 Kopp/Mari/Ring-Eifel: Der Papst in Bayern, Herder, S. 64; 103 wikimedia: Agência Brasil; 104 R. Fobes; 105 Die Kunstschatze des Vatikans, Dt. Bücherbund Stuttgart, Abb 228; 108-110 Sr. I. Mohr; 113 Dt. Bundestag, Achim Melde; 116 Wikicommons, SPD Berlin/Joachim Gern; 118 (mi) Wikimedia: Engels: George Lester; 119 Wikimedia: Engels: George Lester, Manchester photographer Lenin: Dt. Bundesarchiv Bild 183-71043-0003, Stalin: U.S. Signal Corps photo, Mao: zhangh zhensih, Ho Chí Minh: Báo Cà Mau, Fidel: Antonio Milena; 120 E. Weiler: Die Geistlichen in Dachau; Rückseite Cover, S. 391; 121 (re) Hans Seidel Stiftung; 122 U. Zöllner
Quelle 128: Baldur Hermans in Martyrologium „Zeugen für Christus“ I hrsg. von Helmut Moll S. 231 - 235; **Qu.:** 111: Papst Franziskus: „Hacia la otra orilla“, L'Osservatore Romano, 26. Januar 2018, S. 15/16, E. Dussel: „Reformer der Kirche“, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1970

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Eduard Haller
Altersheim, Sömmerlistr. 45
CH 9000 St. Gallen
- P. Dr. Dr. Andreas Hirsch
Hohbergstr. 12, 69518 Absteinach
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Konrad Löw
Kirchenstr. 17, 82065 Baierbrunn
- Schw. Ingrid Mohr P.I.J.
Michaelsbergstr. 38, 52066 Aachen
- Prälat Prof. Dr. Dr. h.c. Lothar Roos
Kollegium Albertinum
Adenauer Allee 19, 53111 Bonn
- Dr. Eduard Werner
Römerweg 3 A, 82346 Andechs
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;
Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Das Ehepaar Bernhard und Maria Kreulich im Widerstand

Die meisten Katholiken blieben in der Zeit des Nationalsozialismus der Kirche treu. Besonders die in der katholischen Arbeiterbewegung organisierten Hütten- und Bergarbeiter des Ruhrgebiets lehnten das heidnische NS-Regime so selbstverständlich ab, dass sie sogar die gebotene Vorsicht vor Verfolgung nicht beachteten. Beispiele hierfür sind u.a. Gottfried Könzgen, Heinrich Imbusch, Nikolaus Groß und Karl August Brinkmann. Auch die Eheleute Bernhard und Maria Kreulich äußerten sich so frei, dass sie verhaftet und hingerichtet wurden. Sie stammten aus Bergarbeiterfamilien in Essen. Maria Kreulich wurde 1889, Bernhard Kreulich 1890 geboren. In der Familie, in der Volksschule und in ihrer Pfarrei erhielten sie die damals übliche religiöse Erziehung. Maria wurde Verkäuferin, Bernhard wurde Bergmann. Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 wurde Bernhard Kreulich zum Militär eingezogen und an der Westfront eingesetzt, wo er bald in französische Kriegsgefangenschaft geriet. Bald nach der Freilassung 1920 heiratete er Maria Budziak. Die Ehe blieb kinderlos. Beide waren neben ihren Berufen in religiösen Vereinen ihrer Pfarrei aktiv. Besonders in der katholischen Arbeiterbewegung taten sie sich hervor. Im Mai 1943 befand sich Bernhard Kreulich zur stationären Behandlung

im Knappschafts-Krankenhaus. Dort wurden er und seine ihn besuchende Frau in ein Gespräch verwickelt. Dabei äußerte sich Kreulich kritisch zur Lage an der Front und zur Politik Hitlers insgesamt. Auch als die Gesprächspartner widersprachen und Hitler verteidigten, beharrte Kreulich – unterstützt von seiner Frau – auf seinem Standpunkt. Er sagte, er sei nicht bange. Er habe schließlich im Ersten Weltkrieg an der Front gekämpft und durfte dort auch keine Angst haben. „Selbst wenn man mich sofort an die Wand stellt, sage ich es noch einmal.“ Da nahm das Schicksal seinen Lauf, wie es nicht anders zu erwarten war. Im Juli 1943 wurde das Ehepaar verhaftet. Am 28. Januar 1944 erging gegen beide das Todesurteil. Dem Gericht zufolge wurden sie „wegen Wehrkraftzerstörung und Feindbegünstigung“ zum Tode verurteilt. Die übliche Schlussformel des Urteils lautete zynisch: „Die bürgerlichen Ehrenrechte werden ihnen auf Lebenszeit aberkannt. Sie tragen die Kosten des Verfahrens.“

Wie konnten diese Eheleute sich so unvorsichtig äußern? Sie waren fest in der Kirche verankert und kannten daher den Gegensatz zwi-

schen der katholischen Kirche und den regierenden Nationalsozialisten. Die Bischöfe hatten ja vor der Machtübernahme wiederholt davor gewarnt, die Nazis zu wählen. „Die NSDAP ist für Katholiken nicht wählbar“ lautete vor 1933 die Devise. Auch die Tatsache, dass das ideologische Hauptbuch der Nationalsozialisten, Alfred Rosenbergs Buch „Der Mythus des 20. Jahrhunderts“ auf den Index der für Katholiken verbotenen Bücher gesetzt wurde, zeig-



te den unüberbrückbaren Gegensatz. Und diese Widerstandshaltung wurde natürlich durch das päpstliche Weltrundschreiben „Mit brennender Sorge“ gestärkt. Sie waren überzeugt davon, dass Hitler und seine Weltanschauung das Übel schlechthin sind und dass dies beim Jüngsten Gericht offenbar werden wird. 1989 enthüllte Bischof Franz Hengsbach an der Heimatkirche St. Christophorus in Essen-Kray eine Gedenktafel für das Ehepaar Kreulich mit folgender Inschrift:

„Zeugen der Wahrheit – Bernhard und Maria Kreulich. Am 17. und 19. März 1944 in Berlin-Plötzensee von NS-Schergen hingerichtet.“

Eduard Werner